

HELMUT GIPPER

Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?

Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese

Conditio humana

Ergebnisse aus den Wissenschaften
vom Menschen

Herausgegeben von Thure von Uexküll
und Ilse Grubrich-Simitis

Berater:

Johannes Cremerius · Hans J. Eggers
Thomas Luckmann

S. FISCHER VERLAG

später Gegenstand mehrerer Gelehrtenkongresse geworden. Forscher verschiedener Fachrichtungen haben Whorfs Thesen diskutiert und sich für oder gegen sie ausgesprochen. Die wichtigsten Argumente werden uns noch beschäftigen. Doch zunächst müssen wir über Whorfs Arbeit selbst berichten.

Zugrunde liegende Sprachauffassungen, Begriffsbestimmungen und Explikationen

1. Die Sprachauffassung Benjamin Lee Whorfs

Benjamin Lee Whorf (1897—1941) stieß als Außenseiter zur Sprachwissenschaft. Seinen ungewöhnlichen Lebensweg hat sein Freund, der amerikanische Linguist John B. Carroll, in der Einleitung der von ihm unter dem Titel *Language, thought, and reality* (1956) herausgegebenen Schriften Whorfs geschildert. Darüber habe ich in meinem Buch *Bausteine zur Sprachinhaltsforschung* (21969) im 5. Kapitel ausführlich berichtet. Es wurde bereits erwähnt, daß Whorf zeitlebens im Dienste einer Feuerversicherungsgesellschaft tätig war und sein ausgedehntes Sprachenstudium nebenberuflich betrieb.

Als Außenseiter bewahrte er sich jenen Mut zur Formulierung kühner Hypothesen, vor denen der Fachgelehrte zurückschreckt, und zwar um so mehr, je tiefer er in einen Problemkreis eindringt. Edward Sapir, der aus Deutschland gebürtige ausgezeichnete Kenner zahlreicher Indianersprachen, lenkte sein Interesse auf die bis dahin kaum beachtete Hopi-Sprache. Diese Sprache wird heute noch von ca. 6000 Indianern gesprochen, die in etwa einem Dutzend kleiner Pueblo-Dörfer auf drei felsigen Erhebungen, sogenannten Mesas, in der Wüstenlandschaft des nordöstlichen Arizona leben. Das Hopi wird zu den uto-aztekischen Sprachen gerechnet. Es handelt sich um eine schriftlose, in mehrere Dialekte aufgegliederte Sprache, deren Struktur wie die aller Indianersprachen erheblich von den Strukturen indoeuropäischer Sprachen abweicht. Aber auch von den Indianersprachen Nordamerikas scheint sich das Hopi durch eine Reihe von Besonderheiten zu unterscheiden. Whorf war von dieser Eigenart stark beeindruckt. Da er nach Veranlagung und Neigung besonders an der geistigen Seite der Sprache interessiert war, bemerkte er Eigentümlichkeiten, die zum Vergleich mit indoeuropäischen Sprachgewohnheiten herausfor-

derten. Die Ergebnisse dieser Gegenüberstellungen suchte Whorf in einen weiteren sprachphilosophischen und erkenntnistheoretischen Rahmen zu stellen. Vor allem aber war es die eigentümliche Raum- und Zeitauffassung der Hopi-Sprache, die Whorf zur Formulierung seiner provozierenden Thesen veranlaßte. Davon wird später noch die Rede sein.

Zunächst ein Blick auf die für unser Thema wichtigsten Arbeiten. Es handelt sich um folgende Aufsätze, die zuerst in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden: ›The relation of habitual thought and behavior to language‹ (1939); ›Science and linguistics‹ (1940); ›Linguistics as an exact science‹ (1940); ›Languages and logic‹ (1941); ›Language, mind, and reality‹ (1941); ›An American Indian model of the universe‹ (etwa 1936). Speziell über das Hopi handeln die Aufsätze: ›The punctual and segmentative aspects of verbs in Hopi‹ (1936); ›Grammatical categories‹ (1937); ›Discussion of Hopi linguistics‹ (1937) und ›Some verbal categories of Hopi‹ (1938). Wichtig ist ferner eine Skizze der Hopi-Grammatik, die Whorf unter dem Titel ›The Hopi language, Toreva dialect‹ in den von Harry Hoijer herausgegebenen *Linguistic structures of native America* (1946) vorgelegt hat.

Eine Reihe dieser Aufsätze ist 1963 in der Übersetzung von Peter Krausser unter dem Titel *Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik* (rde 174) auch einem weiteren Publikum in Deutschland zugänglich geworden. Leider enthält diese an sich begrüßenswerte Übersetzung eine Reihe z.T. schwerwiegender Übersetzungsfehler und Auslassungen, so daß jedem, der sich näher mit dem Problem beschäftigen will, der Rückgriff zum Original dringend zu empfehlen ist. Whorfs Text ist stellenweise sprachlich so schwierig, daß ich in meiner Darstellung in den *Bausteinen zur Sprachinhaltsforschung* an den wichtigen Stellen stets den Originaltext zitiert habe.

In den Ausführungen Whorfs wird die Absicht deutlich, die Andersartigkeit der Sprachstruktur des Hopi und einiger anderer Indianersprachen zu betonen und anhand anschaulicher Beispiele eindrucksvoll zu demonstrieren. Whorf wird nicht müde, den engen Zusammenhang von Sprache und Denken hervorzuheben, und bemüht sich unablässig, den Leser aus dem Schlummer seiner Befangenheit in den vertrauten indoeuropäischen Sprachgewohnheiten aufzuwecken. Dazu sollen auch originelle Zeichnungen beitragen, in denen durch eine begriffliche Analyse bestimmter Sachverhalte die Verschiedenheit vor Augen geführt wird.

Die Überzeugung, daß insonderheit das Hopi ein andersartiges Weltbild enthält, wird besonders in den Aufsätzen ›The relation of habitual thought and behavior to language‹ und ›An American Indian model of the universe‹ ausgesprochen. Die Zuspitzung seiner Thesen zur Formulierung eines sprachlichen Relativitätsprinzips findet sich in den Aufsätzen ›Science and linguistics‹ und ›Linguistics as an exact science‹. Die Titel zeigen schon, daß Whorf keineswegs die Möglichkeit sprachwissenschaftlicher Erkenntnis in Frage stellen will. Vielmehr geht es ihm wie den Vertretern der neueren formalen und strukturalen Linguistik darum, der Sprachwissenschaft jenen Grad an Wissenschaftlichkeit zu verleihen, der angesichts des Vorbildes der Naturwissenschaften zu fordern ist. Es sollen also keine Spekulationen vorgetragen werden, sondern empirisch gewonnene Fakten, aus denen dann bestimmte Folgerungen zu ziehen sind.

In ›Science and linguistics‹ tritt Whorf der verbreiteten Auffassung entgegen, das Denken verlaufe bei allen Menschen prinzipiell gleich, es gehorche den Gesetzen einer allgemeinverbindlichen Logik und die verschiedenen Sprachen dienten lediglich dem Ausdruck des unabhängig von ihnen Gedachten. Er ist im Gegenteil der Überzeugung, daß die Grammatik einer Sprache den Gedanken mitformt und daß jede Sprache den von den Sinnen vermittelten — wie er meint — »kaleidoskopartigen« Strom der Naturvorgänge in verschiedener Weise organisiert. Da aber jeder Mensch in der Regel nur über eine Sprache verfügt, ist er deren Sehweisen mehr oder minder ausgeliefert und infolgedessen nicht frei, das Naturgeschehen mit völliger Unvoreingenommenheit und Unparteilichkeit zu beurteilen. Nur wer mehrere Sprachen beherrscht und so über verschiedene Möglichkeiten verfügt, kann wählen und vergleichen und sich auf diese Weise relativ unabhängig von einer bestimmten Sprachsicht machen.

Aufgrund dieser Ausführungen gelangt Whorf dann zu der These, die uns beschäftigt:

Wir gelangen daher zu einem neuen Relativitätsprinzip, das besagt, daß nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden.³

Im Aufsatz ›Linguistics as an exact science‹ wird dieses Prinzip noch allgemeiner formuliert:

³ B. L. Whorf, 1963, S. 12.

Aus der Tatsache der Strukturverschiedenheit der Sprachen folgt, was ich das »linguistische Relativitätsprinzip« genannt habe. Es besagt, grob gesprochen, folgendes: Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benutzen, werden durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt. Sie sind daher als Beobachter einander nicht äquivalent, sondern gelangen zu irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt.⁴

Whorf erläutert seinen Gedanken ausführlich. Wir brauchen die Einzelheiten hier nicht zu wiederholen, sondern wollen uns vielmehr dem zentralen Problem der Raum- und Zeitauffassung im Hopi zuwenden, das als Musterbeispiel für Whorfs Art der Beweisführung gelten kann. Zugleich ist hiermit ein altes philosophisches Problem zur Diskussion gestellt, das von allgemeinem Interesse ist.

Whorf hat sich zu diesem Problem in mehreren speziellen Aufsätzen zur Hopi-Sprache geäußert. Vorweg muß gesagt werden, daß die Analyse seiner Ausführungen erheblich dadurch erschwert wird, daß er in den verschiedenen Untersuchungen nicht dieselbe Terminologie verwendet und außerdem nur wenige sprachliche Belege beisteuert. Ich habe dies im einzelnen in den *Bausteinen* nachgewiesen.

Da in unseren Sprachen der Ausdruck zeitlicher Perspektiven vor allem mit den Verbalsystemen verknüpft ist, mußte es Whorf besonders auffällig finden, daß das Hopi-Verb Merkmale zeigt, die erheblich von den uns vertrauten Kategorien abweichen. Dort scheint der Handlungsverlauf in mehrfacher Hinsicht sprachlich nuanciert zu werden, ohne daß dabei Zeitstufen oder sonstige Zeitbezüge im eigentlichen Sinne eine Rolle spielen. Jedenfalls gelangt Whorf nach eingehender Analyse einer Vielzahl von untersuchten Verbformen zu dieser Auffassung. Er versucht, diese Formen terminologisch zu kennzeichnen, und verwendet dabei neben geläufigen Bezeichnungen eine Reihe neuer Termini, die nicht immer eindeutig sind.

Um dem an dieser Frage besonders interessierten Leser zu zeigen, wie schwierig eine gerechte Beurteilung dieser Angaben angesichts des Fehlens weiteren Kontrollmaterials ist, möchte ich eine kurze Zusammenstellung der Angaben Whorfs zum Hopi-Verb geben, die der mehr allgemein an unserem Thema interessierte Leser überschlagen kann.

Whorf unterscheidet in dem Aufsatz »The punctual and segmentative aspects of verbs in Hopi« acht verschiedene *voices* (*intransitive, transitive, reflexive, passive, semipassive, resultative, extended passive*

⁴ Ibid., S. 20.

und *cessative*), ferner neun *aspects*, die jedoch nicht mit den aus den slawischen Sprachen bekannten Verbalaspekten vergleichbar sind (*punctual, durative, segmentative, punctual-segmentative, inceptive, progressional, spatial, projective* und *continuative*). Dann spricht er von drei *tenses*, womit er aber ausdrücklich keine Tempora im Sinne der englischen Grammatik meint. Er nennt sie *factual or present-past, future, generalized or usitive*.

In seiner Hopi-Grammatik unterscheidet er beim Verbum dagegen folgende Kategorien: 1. *voice*, 2. *aspect*, 3. *number*, 4. *assertion*, 5. *mode*, ferner in manchen Fällen: 6. *status*, 7. *injunction* und 8. *modality*.

Assertion deckt sich mit *tense* in der vorgenannten Darstellung. *Mode* bezieht sich auf das syntaktische Verhältnis voneinander abhängiger Sätze.

Die Kategorien *transitive* und *intransitive* faßt Whorf zu zwei *classes of resolution* zusammen; als *voices* bezeichnet er jetzt *reflexive, incorporative, causative* und *possessive*. Als *simple voice* kennzeichnet er Formen, die dem englischen Aktiv entsprechen. Eine besondere Kategorie einer bestimmten Verbklasse wird als *eventive* vorgestellt. Das, was im erstgenannten Aufsatz *passive* genannt wurde, erscheint jetzt als *dynamic eventative*, eine deponensartige passive Form mit aktiver Bedeutung. Das *resultative* des Aufsatzes scheint in der Grammatik dem *essive* zu entsprechen, einer Form, die als *durative, state resulting from* ... erläutert wird. Das erwähnte *extended passive* scheint hier der *extended dynamic voice* zu entsprechen. *Possessive* und *cessative* erscheinen unverändert.

In der Grammatik finden sich unverändert folgende »Aspekte« wieder: *punctual, durative, segmentative, progressional, spatial, projective, continuative*. Der *punctual-segmentative aspect* fehlt. Der wichtige *inceptive aspect*, der bei der Darstellung des Hopi-Universums eine Rolle spielt, wird hier *ingressive* genannt. Unter den *tenses* führt Whorf in der Grammatik *reportative, expective* und *nomic* auf (*factual* und *usitive* werden nicht erwähnt).

Die Erläuterungen zeigen, daß hierbei berücksichtigt wird, ob es sich um tatsächliches Geschehen handelt, das gerade geschehen ist oder noch geschieht, oder ob das Geschehen erwartet wird bzw. durch den Kontext als vergangen ausgewiesen ist oder ob es sich schließlich um allgemeingültige Aussagen handelt.

Angesichts dieser Fülle von Angaben und angesichts der Tatsache,

daß eine ganze Reihe der verwendeten Termini wie *present-past, future* u. a. deutliche Zeitbezüge zu enthalten scheinen, überrascht es, daß Whorf zu einem recht apodiktischen Urteil über das Hopi-Verb gelangt. Seine folgenschwerste Behauptung ist die, das Hopi-Verb verfüge über keine Tempora, ja, es drücke überhaupt keine Zeitbezüge aus. Insonderheit fehle die uns vertraute Dreistufung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese Behauptung trifft in der vorgetragenen pauschalen Form sicher nicht zu. Schon in meiner Analyse dieser Angaben in den *Bausteinen* habe ich gezeigt, an welchen Stellen deutlich Zeitbezüge impliziert sind. Meine weiteren Nachprüfungen bei den Hopis selbst haben den Eindruck verstärkt, daß Whorf hier den tatsächlichen Verhältnissen nicht gerecht geworden ist. Einige Korrekturen an seiner Darstellung werde ich bei der eigenen Stellungnahme zu Whorf am Schluß dieses Buches vornehmen.

Was jedoch die übliche Vorstellung von den Zeitstufen des Englischen, des Deutschen und anderer indoeuropäischer Sprachen anbelangt, so vereinfacht Whorf das Bild in einem nicht mehr vertretbaren Maße. Für ihn sind die Gemeinsamkeiten dieser Sprachen so groß, daß er sie als *Standard Average European (SAE)* zusammenfaßt. Tatsächlich gibt es aber erhebliche Unterschiede, nicht nur zwischen den westeuropäischen und den slawischen Sprachen mit ihren spezifischen Verbalaspekten, sondern auch innerhalb der germanischen und der romanischen Sprachenfamilie. Neuere Untersuchungen zum Tempus-system zeigen, wie komplex die Verhältnisse sind und daß der Ausdruck Tempus keineswegs rein zeitstufenartige Unterscheidungen deckt.⁵ Whorf stellt, das darf schon hier gesagt werden, einerseits die Verhältnisse beim Hopi-Verbum als noch seltsamer und ungewöhnlicher dar, als sie tatsächlich sind, und vereinfacht andererseits die Befunde, die in den indoeuropäischen Sprachen vorliegen.

Wir haben bisher vornehmlich das Verbum betrachtet. Wir wissen aber, daß Zeitliches keineswegs an die Aussagemöglichkeiten dieser Wortart gebunden ist. In unseren Sprachen gibt es zahlreiche Zeitausdrücke in substantivischer, adjektivischer, präpositionaler, adverbialer und konjunkionaler Form. Whorf hatte also auch zu prüfen, wie es in dieser Hinsicht im Hopi aussieht. Hier nun seine Angaben:

Whorf teilt in dem Aufsatz 'The relation of habitual thought and behavior to language' mit, daß es im Hopi keine zu Substantiven hypo-

⁵ Vgl. dazu H. Gelhaus, 1969, H. Weinrich, 1964, und die Stellungnahme zu Weinrich von W. Pollak, 1968.

stasierten Zeitintervalle wie *Sommer, Winter, Morgen* usw. gebe. Das heißt also, daß solche Zeitintervalle nicht in der im Hopi durchaus vorhandenen Kategorie des Substantivs auftreten und daher auch nicht wie Gegenstände behandelt werden können, die in dieser Kategorie sprachlich erfaßt sind. Folglich können diese Zeitintervalle auch nicht als Subjekte oder Objekte von Sätzen auftreten; man kann also keinen Satz bilden wie *Der Sommer ist heiß* o. ä. Die entsprechenden Zeitausdrücke sollen im Hopi eher adverbartigen Charakter haben. Dies scheint Whorf die nächstmögliche Analogie zu indoeuropäischen Verhältnissen zu sein. Ferner können Zeitintervalle nicht pluralisiert werden; man kann sie auch nicht zählen wie greifbare Gegenstände. Im Hopi werden, sagt Whorf, Zeitintervalle durch adverbartige Ausdrücke wiedergegeben, die er mit englischen Hilfskonstruktionen wie *when it is morning* oder *while morning-phase is occurring* zu umschreiben versucht. Müssen Zeitmengen angegeben werden, so benutzt man singulare Formen in Verbindung mit der Ordinalzahl (anstatt wie bei uns Kardinalzahl plus Plural). Man sagt also nicht etwa *zehn Tage sind länger als neun Tage*, sondern: *Der zehnte Tag ist später als der neunte*. Diese Beispiele bedürfen ebenfalls der Nachprüfung, zumal Whorf sich hier an einigen Stellen selbst widerspricht. Zumindest sind seine englischen Umschreibungen der Hopi-Sätze derart, daß es so aussieht, als gebe es z. B. doch substantivische Zeitausdrücke, und zwar auch in Subjektfunktion. Zwar ist es unvermeidlich, daß Whorf bei der Übersetzung ins Englische zwangsläufig auch in die Kategorien dieser Sprache transponieren mußte, aber bei näherer Prüfung entsteht doch der Eindruck, er habe die dadurch entstehenden Interpretations- und Verständigungsschwierigkeiten nicht bemerkt.

Ein weiterer wichtiger Punkt in Whorfs Darstellung ist der, daß es im Hopi keine Raum-Zeit-Metaphern geben soll wie bei uns. Es ist bekannt, daß wir zum Ausdruck von Zeitlichem häufig Sprachmittel verwenden, die primär Räumliches ausdrücken. Wir sprechen davon, daß eine Veranstaltung *lang war* bzw. *lange dauerte* (Opposition: *kurz*). Wir sagen *vor zwei Tagen, nach zwei Tagen, in einer Stunde* usw. und benutzen dabei Präpositionen, die ansonsten Ortsverhältnisse ausdrücken. Wir sprechen auch von *Zeiträumen, Zeitabschnitten* und ähnlichem. Unser 'Sprachgefühl' empfindet zwar die Metaphorik nicht oder nicht mehr, die in solchen Ausdrücken liegt, aber sobald man einmal darauf aufmerksam geworden ist, zögert man wohl

kaum, die örtliche Bedeutung als die primäre zu betrachten. Woher dies kommt und ob es berechtigt ist, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Es gilt hier nur zu verstehen, was eine Raum-Zeit-Metapher ist, um Whorfs Aussage zu begreifen, daß es derartige Erscheinungen im Hopi nicht geben soll. Worauf der Hopi-Sprecher Whorf zufolge besonderen Wert legt, das ist die Dauer und die Intensität der Vorgänge, und es gibt eine Reihe von Partikeln, die einer entsprechenden Charakterisierung des Geschehens dienen. Der Hopi-Indianer interessiert sich, so sagt Whorf, nur für das Später-Werden, für die Dauer und die Art der Geschehensabläufe. Hierfür stellt ihm seine Sprache entsprechende Mittel bereit. Man kann auch umgekehrt formulieren: Weil die Hopi-Sprache diese spezifischen Mittel bereitstellt, wird das Interesse der Sprecher in diese Blickrichtung gelenkt. Ursache und Wirkung sind dabei kaum zu trennen.

Whorf bringt die eigentümlichen Sprachmittel des Hopi im Bereich der Zeitlichkeit in Verbindung mit der Denkungsart der Hopi-Indianer und entwickelt in dem Aufsatz *«An American Indian model of the universe»* ein Bild der Vorstellungen, die sich diese Menschen vom Leben, von der Natur und von kosmischen Zusammenhängen machen. Er bezieht dabei mythologische Ideen mit ein und schildert das (vorwissenschaftliche) Weltbild einer einfachen Bauernbevölkerung unter außergewöhnlichen Lebensbedingungen.

In Whorfs Darstellung wird der Zusammenhang von Sprache und Denken aus mehreren Blickwinkeln betrachtet, die nicht deutlich unterschieden sind, und dabei unterliegt auch der Weltbildgedanke begrifflichen Schwankungen, die die Interpretation nicht erleichtern. An manchen Stellen ist mit Weltbild (*view of the world*) die Auffassung gemeint, die sich die Hopi-Indianer von Welt, Natur und Menschenleben gebildet haben. Dieses Weltbild hat einerseits seinen Niederschlag im Verhalten des Stammes, in seinen religiösen Vorstellungen und Gebräuchen gefunden; es spiegelt sich andererseits in der Sprache, in der die Weltauffassung zum Ausdruck gebracht wird. Das Außersprachliche kann dabei als Anlaß für die Ausprägung der zu seinem Ausdruck erforderlichen Sprachmittel angesehen werden. Zum anderen prägen die ausgebildeten Sprachmittel aber auch die Sehwiese der Sprecher. Daneben beschäftigt Whorf aber auch noch die weitere folgeschwere Frage, wie wohl ein naturwissenschaftliches Weltbild, also z. B. ein physikalisches Weltbild aussehen würde, wenn es auf der Grundlage des vorwissenschaftlichen Kategoriengefüges der

Hopi-Sprache autochthon entwickelt würde, wenn also beispielsweise Geschwindigkeiten nicht wie bei uns als zurückgelegte Strecke in der Zeiteinheit gemessen würden, sondern als Intensitätsgrade der Bewegung. Whorfs Ausdrücke *view* oder *picture of the world* beziehen sich also auf Verschiedenes, ohne daß dies deutlich gesagt würde. Auch diese mangelnde Begriffsklärung begünstigt Mißverständnisse und Fehlinterpretationen. Es ist daher nötig, nunmehr den Gedanken des sprachlichen Weltbildes einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Dabei scheint es gerechtfertigt, von den im deutschen Sprachraum entwickelten Begriffen auszugehen, zumal die entsprechenden Gedanken vor allem hier ausgebildet worden sind. Dies zeigt sich auch daran, daß in den meisten amerikanischen Arbeiten, die sich mit diesem Fragenkreis beschäftigen, auch die deutschen Ausdrücke auftauchen.

2. Wilhelm von Humboldts »sprachliche Weltansicht«

Wir wenden uns zu diesem Zweck der Sprachauffassung zu, die der deutsche Staatsmann und Sprachforscher Wilhelm von Humboldt entwickelt hat.⁶ Er betrachtet die Sprachen als geistige Organismen, in denen die von Menschen erfahrene Wirklichkeit in den Gedanken überführt worden ist, und entwickelt in diesem Zusammenhang den Gedanken der sprachlichen Weltansicht. Sprachvergleichende Untersuchungen haben ihn zu der Einsicht geführt, daß sich die Sprachverschiedenheit nicht in äußerer, lautlich-formaler Verschiedenheit erschöpft. Die wichtige Stelle, an der diese Auffassung klar ausgesprochen ist, lautet:

Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte Wahrheit zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitenden Feld, zwischen allen Sprachen, unabhängig von ihnen, in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern.⁷

⁶ Vgl. dazu die Humboldt-Aufsätze von H. Gipper, 1965; 1968.

⁷ W. v. Humboldt, 1963, S. 19 f.

Weltansicht einer Sprache — das bedeutet, daß jede Sprache die Welt auf eigene Art in den Gedanken überführt, daß sie die Welt in eigenen Kategorien- und Begriffsnetzen einfängt, daß sie eigene Satzmodelle bereitstellt, in denen sich Aussage und Urteil vollziehen. Diese Weltansicht wird, so sollten wir hinzufügen, vom Kinde mit dem Prozeß der Spracherlernung unbewußt erworben. Das Kind begreift die Dinge und Vorgänge so, wie sie ihm sprachlich erschlossen werden. Es macht sich die Gliederungen und Strukturen seiner Muttersprache zu eigen und bemerkt nicht, daß bei seinem sprachlichen Umgang mit den Erscheinungen und bei der Kommunikation seiner Äußerungen jeweils die Ordnungen und Unterscheidungen wirksam werden, in denen ihm die Welt sprachlich vermittelt ist.

Das sind gewiß nicht gerade selbstverständliche Gedanken, und man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß sie häufig mißverstanden worden sind. Diese Mißverständnisse wurden zudem dadurch begünstigt, daß der Ausdruck *Weltansicht* in der deutschen Sprache in einer Begriffsnachbarschaft zu anderen Ausdrücken steht, mit denen er nicht verwechselt werden darf. Vor allem sind hier die Begriffe *Weltbild* und *Weltanschauung* zu beachten. *Weltbild* ist bei uns in Verbindungen wie ptolemäisches, kopernikanisches, newtonsches, einsteinsches, physikalisches, medizinisches Weltbild vertraut. Man spricht ferner vom Weltbild der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit, vom Weltbild Dantes, Shakespeares oder Goethes. In all diesen Fällen sind die Auffassungen gemeint, die sich einzelne Denker, Epochen und Wissenschaften von der Welt und ihren Zusammenhängen, von den kosmischen und irdischen Gegebenheiten gebildet haben. In einem umfassenden wissenschaftlichen Weltbild könnten solche Einzelweltbilder geprüft und auf ihren erkenntnistheoretischen Kern reduziert werden, so daß eine Gesamtschau der von Menschen erreichten Einsichten gewonnen wird.

Herrscht bei dem Begriff des Weltbildes, erkenntnistheoretisch gesehen, der Objektbezug vor, so ist bei dem Konkurrenzbegriff der *Weltanschauung* der Subjektbezug dominant. Man spricht von einer politischen, philosophischen oder religiösen Weltanschauung und meint damit eine bestimmte Grundhaltung und Überzeugung, die sich ein Mensch aufgrund persönlicher Erfahrung und Reflexion gebildet hat. Der ideologische Einschlag dieses Begriffes wird damit ganz deutlich. Durch den politischen Mißbrauch, der in der Vergangenheit mit diesem Ausdruck getrieben worden ist, hat er eine solche Abwer-

tung erfahren, daß er heute kaum noch neutral gebraucht werden kann.⁸

In der Sprachtheorie Leo Weisgerbers, die ganz aus Humboldtschen Ansätzen heraus entwickelt wurde, ist nicht von *sprachlicher Weltansicht*, sondern von *sprachlichen Weltbildern* die Rede. Weisgerber meint dasselbe wie Humboldt; er glaubt aber, *Weltansicht* sei ein zu statischer Begriff, in dem der prozeßhafte Charakter der Sprache im Sinne von Humboldts *Energeia*-Begriff nicht genügend zum Ausdruck komme. Der Ausdruck *Weltbild* sollte dahingegen in dem Bestandteil *-bild* nicht etwa an *Bild* im Sinne des Festgefügteten und Begrenzten, sondern an *bilden* erinnern. Freilich muß diese Absicht als gescheitert angesehen werden, denn diese Assoziation liegt dem normalen Sprachverständnis durchaus fern. Die Rede vom *sprachlichen Weltbild* bleibt nur dann unverfänglich, wenn dabei der ideologiefreie, erkenntnistheoretisch neutrale Begriffskern von *Weltbild* gewahrt wird.

Ein sprachliches Weltbild in dem genannten Sinne ist eine objektive Gegebenheit, die allen in einer bestimmten Sprache von einzelnen Individuen konzipierten speziellen Weltbildern vorausliegt. Das Vorhandensein eines unbewußt vorgegebenen sprachlichen Weltbildes, das einen gedanklichen Zugang zur erfahrbaren Welt eröffnet, ist die Bedingung der Möglichkeit der Konzeption bewußt gedachter Weltbilder und darf somit als eine Bedingung der Möglichkeit menschlicher Erkenntnis überhaupt, also als ein transzendentes Moment im Sinne der kritischen Philosophie Kants, gelten.

Aufgrund des Gesagten wird einsichtig, daß die Rede vom *sprachlichen Weltbild*, auch wenn sie die Assoziation zu *Weltbild* im geschilderten Sinne weckt, dem sprachwissenschaftlichen Begriff nicht übermäßig gefährlich werden kann. Ganz anders steht es, wenn das sprachliche Weltbild, wie es leider immer wieder geschieht, mit dem ideologisch belasteten Begriff der *Weltanschauung* verbunden wird. Dann tauchen sofort unliebsame Assoziationen auf, die den sprachwissenschaftlichen Begriff mit Romantizismus, Mystizismus und Idealismus, ja mit Nationalismus vermengen und damit gefährden. Zu Humboldts Zeiten bestanden diese Gefahren noch nicht. Auch er gebraucht gelegentlich den Ausdruck *Weltanschauung* oder auch *Weltauffassung* in verschiedenem Zusammenhang und in verschiedenem Sinne, aber diese Ausdrücke bleiben als Termini neutral und frei von

⁸ Vgl. dazu H. Gipper, 1956.

anfechtbaren Wertungen.⁹ Noch nach Humboldt konnte der Sprachforscher Franz Nikolaus Finck 1899 eine Vortragsfolge unbedenklich »Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Weltanschauung« betiteln, und der polnische Sprachforscher J. J. N. Baudouin de Courtenay widmete 1929 drei Vorträge dem Thema »Einfluß der Sprache auf Weltanschauung und Stimmung«. Sowohl bei Finck als bei Baudouin de Courtenay ist der Gesichtspunkt ein wenig anders als bei Humboldt, aber der Bezug der Sprache zum Begriff *Weltanschauung* wird nicht als verhänglich betrachtet.

Ein derartiger Sprachgebrauch wirkt sich jedoch auf heutige Leser sehr leicht negativ aus, wie die Erfahrung zeigt. Besonders bei der Besprechung des Werkes von Adam Schaff wird auf die hier angelegten Interpretationsschwierigkeiten zurückzukommen sein.

Um die ideologische Neutralität der Begriffe *sprachliche Weltansicht* bzw. *sprachliches Weltbild* zu verdeutlichen und zugleich die erkenntnistheoretische Relevanz des Gedankens darzulegen, der in ihnen steckt, greife ich ein altes Beispiel auf, an dem sich das Gemeinte gut zeigen läßt: Es handelt sich um den in der Sprachwissenschaft häufig diskutierten Fall der Farbwörter und der in den verschiedenen Sprachen entwickelten Farbwortgliederungen. Das Beispiel ist deshalb günstig, weil hier vor dem anschaulichen Vergleichshintergrund sinnlicher Wahrnehmungen die sprachlichen Befunde leicht zu kontrollieren sind.

3. Explikation des sprachbezogenen Weltbildgedankens am Beispiel der Farbwörter¹⁰

Wir dürfen von der heute wissenschaftlich gesicherten Prämisse ausgehen, daß alle normalsichtigen Menschen, gleich welcher Rasse und Kultur, über ein prinzipiell gleiches Farbsehvermögen verfügen. Sie können also die gleiche Vielzahl von Farbnuancen bzw. Farbtönen, die gleichen Helligkeits- und Sättigungsgrade unterscheiden. Diese Tatsache ist experimentell verifizierbar. Von den Versuchspersonen

⁹ Die Belege hierzu liefern die ausführlichen Register zu W. von Humboldts sprachphilosophischen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten von E. Bülow, in: H. Gipper und H. Schwarz, 1962 ff., S. 1175–1209.

¹⁰ Vgl. dazu die Farbwortuntersuchungen von H. Gipper, 1955; 1957; 1964.

wird dabei nicht mehr verlangt als die einfache binäre Entscheidung, ob zwei dargebotene Farbtöne als gleich oder verschieden beurteilt werden. Irgendwelche Farbwörter werden also nicht benötigt. Der eigentliche Farbsehvorgang ist ein äußerst komplexer und noch nicht in allen Phasen restlos geklärter Prozeß. Für unsere Zwecke genügt eine kurze, auf das Wesentliche beschränkte Beschreibung:

Der Mensch vermag aufgrund der Struktur seiner Sehorgane, d. h. seiner Augen und der mit ihnen verbundenen Sehzentren im Großhirn, elektromagnetische Anstöße, die von außen sein Auge treffen, im Bereich von Wellenlängen zwischen ca. 400 und 800 mμ (tausendstel Millimeter) als Farbempfindungen wahrzunehmen.

Es ist dabei im Augenblick unerheblich, ob diese elektromagnetischen Anstöße, die wir auch als Licht bezeichnen, von einer direkten Quelle ausgehen oder von Gegenständen reflektiert werden; wir brauchen uns hier auch nicht mit den verschiedenen Möglichkeiten der physikalischen Addition und Subtraktion bestimmter Wellenlängen zu beschäftigen. Es genügt die Feststellung, daß Strahlen aus dem genannten Bereich ins Auge einfallen. Sie gehen durch die durchsichtige Hornhaut des Auges (Cornea), durch das hinter ihr befindliche Kammerwasser (Humor aqueus), durch die Öffnung der Regenbogenhaut (Iris), die Pupille, dann durch die klare, gallertartige Substanz des sogenannten Glaskörpers und treffen an dessen hinterer Wand auf die lichtempfindlichen Rezeptoren (vermutlich drei verschiedene Arten) der Netzhaut (Retina). In diesen Rezeptoren, den sogenannten Stäbchenzellen, bewirken sie chemische Veränderungen in den dort eingelagerten flüssigen Substanzen, die auf noch nicht restlos geklärte Weise zusammenwirken und ihrerseits im angeschlossenen Sehnerv elektrische Impulse auslösen. Diese Impulse gelangen über den Sehnerv, genauer: über ein dichtes Bündel feinsten Nervenleitungen zum Sehzentrum im hinteren Teil der Großhirnrinde (Fissura calcarina), wo sie dann wiederum chemische Veränderungen in den Molekülen der zuständigen Zellverbände bewirken, die auf noch völlig ungeklärte Weise die eigentlichen Farbempfindungen in unserem Bewußtsein auslösen.

Dieser letzte Satz ist entscheidend: Die Farbempfindungen werden tatsächlich erst im Sehzentrum der Hinterhauptlappen des Großhirns erzeugt; sie sind eine spezifische Leistung dieses Teils des Zentralnervensystems. Gerade die entscheidenden Vorgänge aber entziehen sich noch weitgehend unserer Kenntnis.

Die Tatsache dieser schöpferischen Hirnaktivität wird dadurch bewiesen, daß es der genannten äußeren elektrophysikalischen Anstöße nicht unbedingt bedarf, um eine Farbempfindung auszulösen. Jede andere Reizung der Netzhaut, etwa durch Druck auf den Augapfel bei geschlossenen Lidern in völliger Dunkelheit, aber auch die direkte künstliche Reizung des Sehnervs oder des Sehentrums selbst vermag Farbempfindungen hervorzurufen. Es bedarf also nicht einmal der Vermittlung der Augen. Mit anderen Worten: Das Sehzentrum vermag auf entsprechende Reizungen nur mit Farbempfindungen zu reagieren, eine Tatsache, die analog auch für die übrigen Gehirnzentren gilt, in denen Sinnesempfindungen erzeugt werden. Wir verdanken diese wichtige Einsicht dem Physiologen Johannes Müller, der sie unter dem Kennwort »spezifische Sinnesenergie« in die Sinnesphysiologie einführt.¹¹

Diese Tatsache ist auch erkenntnistheoretisch von größter Wichtigkeit. So wird z. B. die marxistische Abbildtheorie, derzufolge das menschliche Bewußtsein die außermenschliche Realität spiegelt, zu erheblichen Modifikationen gezwungen, wenn sie diesem Tatbestand gerecht werden will.

Ungeachtet dieser verwickelten Zusammenhänge erscheinen uns die Sehdinge selbst als farbig. Wir verlegen die Farbempfindung nach außen und sprechen selbstverständlich so, als seien die Farberscheinungen in der Außenwelt vorgegeben. Wir dürfen diese »naive« Rede-weise durchaus beibehalten, weil sie völlig unserer normalen Beobachtungsebene entspricht. Die Farben, die wir zu unterscheiden vermögen, lassen sich in einem Farbkörper, etwa dem Ostwaldschen Doppelkegel, übersichtlich anordnen. Ein Normalsichtiger soll über eine Million Farbtöne unterscheiden können. Den Kernbereich der Farbigkeit bilden die reinen Spektralfarben, wie sie beim Durchgang des Sonnenlichts durch einen Spalt und ein Prisma auf einem farblosen Auffangschirm erzeugt und unserem Auge dargeboten werden. Es sind dies Farbtöne, die vom Hochrot über Gelb, Blau und Grün bis zum Violett reichen.

Zu beachten ist, daß wir gezwungen sind, bei dieser Beschreibung sprachliche Farbbezeichnungen einzusetzen, die die Erscheinung bereits in einer bestimmten Weise gliedern. Der Deutschsprachige ist aber durchaus in der Lage, sich beim bloßen Hören dieser Farbbezeichnungen die außersprachliche Erscheinung zu vergegenwärtigen,

¹¹ Vgl. dazu U. Ebbecke, 1951.

die er damit zu verbinden gelernt hat, so daß es keiner Farbtabelle bedarf, um tatsächlich das »Gemeinte« gegenwärtig zu haben, also das Gesagte zu verstehen. Wir dürfen auch die gewohnte Redeweise, wonach Farberscheinungen Erfahrungsgegenständen zugeordnet sind, beibehalten, zumal sich auch der Sprachforscher auf den naiv-realistischen Standpunkt des normalen Sprechers stellen muß, um dessen Sprachverhalten zu verstehen. Wir können also in unserer Beschreibung des Doppelfarbkegels so fortfahren: Die Spektralfarben lassen sich bei entsprechender Spreizung einzelner Bereiche gleichförmig auf einem Kreis, und zwar auf der Berührungsfläche der beiden Kegelböden, anordnen, wobei jedoch zwischen beiden Enden des Farbbandes eine Lücke bleibt, die durch Mischung der hochroten Töne des einen und der violetten Töne des anderen Endes geschlossen werden muß. Diese Zwischentöne bezeichnet man heute als *purpur*. Die Verteilung ist so vorzunehmen, daß jedem Farbton in der Diagonale des Kreises dessen Komplementärfarbe gegenüberliegt, d. h. derjenige Farbton, der in Verbindung mit dem Ausgangsfarbtönen den Eindruck der Farbigkeit in unserem Auge aufhebt. Die beiden Pole des Doppelkegels werden mit den beiden extremen Werten weiß (oben) und schwarz (unten) besetzt. Die sie verbindende Achse umfaßt alle Grautöne von der hellsten, dem Weiß nahestehenden Nuance bis zum dunkelsten, dem Schwarz nahen Grau. Der Mantel des oberen Kegels zeigt, ausgehend von den gesättigten Spektralfarben der Grundfläche, alle aufgehellten Zwischentöne bis zur Aufhebung der Farbigkeit im Weiß und der Mantel des unteren Kegels alle entsprechend »getrübten« Zwischenstufen bis zum völligen Erlöschen der Farbigkeit im Schwarz. Denken wir uns die beiden Kegel in zahllose Dreieckslamellen aufgespalten, so können hier alle übrigen Zwischentöne zwischen Grauchse, Spektralkreis und Polen aufgetragen werden, also auch die wichtigen »Mischfarben« braun, oliv usw.

Es liegt auf der Hand, daß normalerweise nie das Bedürfnis besteht, diese riesige Fülle unterscheidbarer Farbtöne sprachlich mit Farbwörtern zu erfassen. Sollte aber aus farbwissenschaftlichem Interesse heraus dieses Bedürfnis einer genauen Kennzeichnung aufkommen, so wird es zweckmäßigerweise durch Verwendung von Zahl und Ziffer erfüllt. Im täglichen Leben kommen wir mit relativ wenigen Farbwörtern aus, und überall, wo besonderes Interesse an Farben besteht, kommen zahlreiche spezialisierende Farbbezeichnungen zur Hilfe.

Normalerweise begegnen uns nur Teilausschnitte des Gesamtfarbbe-

standes. Einzelne Gegenstände erscheinen uns ein- oder mehrfarbig bzw. bunt, wie wir im Deutschen sagen. Die Sprachen passen sich bei der Ausbildung von Farbwörtern den Bedürfnissen ihrer Sprachgemeinschaften an. Genauer: Wo ein Bedürfnis besteht, finden sich Sprachteilhaber, die neue Wörter bilden, die dann von der Sprachgemeinschaft akzeptiert werden können. Die Angehörigen indoeuropäischer — und zahlreicher anderer — Sprachen sind gewohnt, mit Farbadjektiven umzugehen, wobei die auf Attribuierung angelegte Wortart anzeigt, daß Farbe bzw. Farbigkeit als »Eigenschaft« oder »Akzidens« von Gegenständen angesehen wird. Dieser Zustand ist, wie nachgewiesen werden konnte, weder selbstverständlich, noch war er in allen Phasen der Sprachentwicklung vorherrschend. Im Deutschen läßt sich z. B., wie L. Weisgerber in seiner exemplarischen Untersuchung »Adjektivische und verbale Auffassung von Gesichtsempfindungen« (1929) gezeigt hat, ein bestimmter Wandel in der sprachlichen Behandlung von Farb- und Glanzerscheinungen feststellen, der auf eine Änderung der Auffassungen schließen läßt. Wir vermögen weiter den Farbeindruck gedanklich vom Gegenstand abzulösen, also vom Farbräger zu isolieren und zu sagen *Dies ist rot* oder ähnlich. Weitere sprachliche Möglichkeiten bieten Substantivierungen vom Typ *das Rot*, *die Röte* und Verbalisierungen wie *röten*, *erröten* mit spezieller Bedeutung und Verwendung. Dabei werden diese Bildungen deutlich als Ableitungen empfunden, die es erlauben, die Farberscheinungen mit Hilfe der damit eröffneten anderen syntaktischen Möglichkeiten aus verschiedenem Blickwinkel zu beurteilen.

Die Möglichkeit, in einer solch differenzierten Weise mit Farbeindrücken sprachlich zu verfahren, ist indessen erst eine ziemlich späte Errungenschaft. Auf früheren Kulturstufen muß es den Menschen schwergefallen sein, das Phänomen Farbigkeit sprachlich in den Griff zu bekommen. Untersuchungen des Altgriechischen und des Lateinischen haben beispielsweise ergeben, daß im Altertum der Farbeindruck auch sprachlich noch so fest am Einzelgegenstand haftete, daß die hier bereits vorhandenen Farbadjektive nur in Verbindung mit bestimmten Farbrägern gebraucht werden konnten.¹² Man darf hier von einem gegenstandsgebundenen Gebrauch oder besser noch von einer Gebrauchsbeschränkung sprechen, so wie wir sie in Resten bei Farbwörtern wie *blond* und *falb* noch kennen. Da der Farbeindruck, den

¹² Weitere Einzelheiten hierzu bei H. Gipper, 1964 b. Dort auch die einschlägigen Literaturnachweise.

die Dinge hervorrufen, je nach Art des Gegenstandes z. T. erheblich schwanken kann, müssen auch die Werte der auf solche Gegenstände gebrauchsbeschränkten Farbwörter als recht unbestimmt bezeichnet werden. Deshalb läßt sich mit Farbadjektiven dieser alten Sprachen kaum ein eindeutiger Farbwert verbinden. Auf dieser sprachlichen Entwicklungsstufe kann man zwar bereits vieles über Farbeindrücke sagen, aber es ist generell noch nicht möglich, einen Farbton in einem Farbwort inhaltlich so zu verankern, daß Eindeutigkeit der Kommunikation gewährleistet ist.

Erst allmählich vollzieht sich in den entstehenden romanischen und germanischen Sprachen die Emanzipation der Farbwörter von bestimmten Farbrägern, und die adjektivische Sehweise wird die vorherrschende. Die Farbadjektive werden nun auf gleichfarbige Gegenstände übertragbar, d. h. abstrakt verwendbar im strengen Sinne dieses Ausdrucks. Sie müssen nun ihren Inhalt selbst tragen, und sie vermögen dies zu leisten, indem sie sich in den einzelnen Sprachen zu einer bestimmten Ordnung, einem sogenannten sprachlichen Feld zusammenfügen. In diesem Feld grenzen sie sich zugleich gegenseitig ab und weisen sich damit einen bestimmten Stellenwert zu. Nur wer diese Feldordnung beherrscht, wird die einzelnen Farbwörter »richtig«, d. h. systemgerecht, verwenden können.

Diese verkürzte Darstellung eines komplizierten Vorganges wird einen kritischen Leser noch nicht befriedigen. Einige erläuternde Gedanken sind nötig: Wie jeder, der mit heranwachsenden Kindern in Berührung kommt, selbst beobachten kann, setzt die Farbwörterlernung etwa im zweiten bis dritten Lebensjahr ein und erstreckt sich über mehrere Jahre. Das wachwerdende Interesse am Farbigen kann sich an einem Gegenstand konkretisieren, häufig an einer »lebhaften« Farbe, mit Vorliebe an Rot. Ein so gefärbter Gegenstand wird von den Erwachsenen als *rot* vorgestellt, und es dauert längere Zeit, bis diese Lautung mit dem Farbeindruck eben dieses Objekts fest verknüpft wird und sich von daher mit Sinn füllt, d. h. zum Wort wird. Zunächst können auch andersgefärbte Gegenstände als *rot* bzw. als *anders rot* bezeichnet werden.¹³ Das Kind operiert dann bereits mit dem Sprachmittel und zeigt, daß es schon die Zielrichtung der Bezeichnung zu begreifen beginnt. Erst wenn weitere Farbwörter hinzukommen, etwa beim Umgang mit verschiedenfarbigen Spielklötzen, beginnen sich die gesehenen Unterschiede auch auf dem Wege sprach-

¹³ So berichten z. B. C. und W. Stern, ³1922, S. 229.

licher Differenzierung durch Opposition und Abgrenzung gedanklich einzuprägen. Gelenkt durch das sehende Auge und die farbig erscheinenden Gegenstände, suchen und finden die Hauptfarbwörter, die von den Erwachsenen angeboten werden, nach zahlreichen Fehlleistungen allmählich den ihnen gemäßen Platz im vorgegebenen Felde. Es ist bemerkenswert, aber physiologisch und psychologisch durchaus begreiflich, daß die Unterschiede zwischen *rot*, *gelb* und *grün*, also im Bereich der »lebhaften«, langwelligen Farbtöne, leichter erlernt werden als die im kurzwelligen, »kalten« Bereich zwischen *grün*, *blau* und *violett*. Die in den abstrakten Grundfarbwörtern gefaßten Werte werden vermutlich durch die Existenz entsprechender eindrucksvoller Farbträger gestützt und deshalb leichter zuordbar: Die Farben des Blutes oder auffälliger Blumen und Früchte sichern ungeachtet ihrer schwankenden Werte den Gebrauch von *rot*; das Chlorophyll der Pflanzen erleichtert die Zuordnung von *grün*, und der wolkenlose Himmel wird leicht als Repräsentant von *blau* anerkannt, zumal diese Sinnkoppelungen in geläufigen Redewendungen auch fest in unserem Sprachgebrauch verankert sind. Immer wieder aber können auch Fälle vorkommen, wo der Sprecher sich gezwungen sieht, einen Farbton zu bezeichnen, der zwischen den bereits erlernten Werten liegt. Hier können dann zusätzliche Farbwörter ihren Platz finden. So fügt sich *orange* zwischen *rot* und *gelb* ein. Solange die Bezeichnung für den Zwischenwert fehlt, muß der Gegenstand entweder als *rot* oder als *gelb* angesprochen werden, wie es z. B. bei Angehörigen einer ländlichen Bevölkerung, denen das moderne hochsprachliche Wort *orange* unbekannt oder fremd ist, auch tatsächlich geschieht. Und zwar erfolgen derartige Zuordnungen durchaus so, daß kein Mangel empfunden wird: Wir können dann von einer grobmaschigeren Gliederung des Farbfeldes des betreffenden Sprechers reden. Das hochsprachliche Feld hat aber *orange* — von regionalen Einschränkungen abgesehen — inzwischen so fest einbezogen, daß man von demjenigen, der das Wort nicht kennt und nicht richtig verwendet, sagen darf, er habe noch nicht ausreichend Deutsch gelernt. Im Laufe dieses — wenigstens in den Grundzügen — geschilderten Prozesses der Farbwörtererlernung pendelt sich der Gebrauch der Grundfarbwörter allmählich auf die muttersprachlich vorgegebenen Grenzen ein. Wie gut und wie schnell das gelingt, hängt vom Genauigkeitsbedürfnis des Sprechers und von der Art der von den Erwachsenen angebotenen Farbwortordnung ab. Im Normalfall ist zu erwarten, daß das schul-

pflichtige Kind die Hauptfarbwörter des Deutschen richtig zu gebrauchen weiß. Das heißt, daß es die Feldordnung der deutschen Sprache nachvollzogen und sich zu eigen gemacht hat.

Solange ein Angehöriger der deutschen Sprachgemeinschaft sich nur im Bereich seiner eigenen Muttersprache bewegt, wird er die ihm vertraute Feldordnung für völlig selbstverständlich halten. Sie ist für ihn der zuverlässige Spiegel tatsächlicher Gegebenheiten. Daß diese Ordnung indessen spracheigentümlich ist und keineswegs so zu sein braucht, das kann ihm durch den Vergleich mit den Verhältnissen anderer Sprachen bewußt gemacht werden.

Die Sprachwissenschaft hat nachgewiesen, daß die Farbwortordnungen in anderen Sprachen z. T. recht verschieden von dem uns Vertrauten sind. Erst wenn diese Verschiedenheit erkannt ist, läßt sich die Frage stellen, ob sie Folgen für das Verhalten der Sprecher hat oder zumindest haben kann. Erst dann wird also auch die Frage beantwortbar, auf die es im Zusammenhang mit der Frage nach Vorhandensein und Wirksamkeit eines sprachlichen Relativitätsprinzips ankommt.

Wir haben bereits gesehen, wie eine muttersprachlich vorgegebene Farbwortordnung im Prozesse der Spracherlernung angeeignet wird, und es wurde auch gezeigt, daß die Ausbildung der uns vertrauten Gliederung das Ergebnis einer langen Entwicklung ist. Damit haben wir aber auch bereits den Schlüssel zum Verständnis andersartiger Farbwortverhältnisse in fremden Sprachen in der Hand. Wenn dort Zahl, Gliederung und Leistungsfähigkeit der Farbwörter verschieden sind, dann hat dies Gründe, die in der Kultur- und Sprachgeschichte der betreffenden Gemeinschaft zu suchen sind. Es können dies einmal Gründe der allgemeinen Geistesentwicklung sein, Gründe, die mit der jeweils erreichten Bewußtseinsstufe zusammenhängen, oder auch solche, die dem speziellen Interesse der Gemeinschaft an Farberscheinungen zuzuschreiben sind. So wird das Vorherrschen gegenstandsgebundener bzw. gebrauchsbeschränkter Farbwörter stets ein Anzeichen für eine frühe Entwicklungsstufe in diesem Bereich sein. Umgekehrt zeugt die Ausbildung einer beschränkten Zahl abstrakt verwendbarer, d. h. auf beliebige Gegenstände anwendbarer Farbwörter, für eine fortgeschrittene Entwicklung. Ich habe in einer Untersuchung zur Geschichte und Leistung des umstrittenen Farbwortes *purpur* von den Verhältnissen der altgriechischen und lateinischen Sprache her bis zu unseren modernen europäischen Sprachen gezeigt,

wie kompliziert dieser Prozeß gewesen ist und welche methodischen Vorkehrungen nötig sind, damit man zu haltbaren Ergebnissen gelangt.¹⁴

Freilich müssen zur Erklärung der verschiedenartigen sprachlichen Verhältnisse in den einzelnen Kulturen auch noch weitere Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Man muß hier den gesamten Bezugsrahmen von Mensch bzw. Sprachgemeinschaft, Sprache und Welt einbeziehen, wenn man Fehlurteile vermeiden will.

Ich kann hier auf diese komplexen schwierigen Fragen nicht näher eingehen und muß mich mit einigen Andeutungen begnügen, denen angesichts der Forschungslage noch ein weitgehend hypothetischer Charakter anhaftet.

Man wird z. B. mit der kunstgeschichtlich zu belegenden Möglichkeit rechnen müssen, daß bestimmte Völker und Kulturen ein stärkeres Interesse für farbliche Phänomene bekunden als andere. Man hat davon gesprochen, daß manche Völker als visuell veranlagt, andere als mehr auditiv begabt zu bezeichnen sind. Solche verallgemeinernden Aussagen sollen zum Ausdruck bringen, daß bestimmte Anlagen bei relativ vielen Angehörigen der betreffenden Gemeinschaft auftreten und sich in den verschiedenen Lebensbereichen geltend machen. In der Wissenschaft herrscht zwar eine berechtigte Skepsis gegenüber derartigen Verallgemeinerungen, aber solange es nicht zu apodiktischen Pauschalurteilen und Abstempelungen bestimmter Völker kommt, läßt sich gegen derartige Beobachtungen, wenn sie von wirklichen Kennern der betreffenden Kulturen gemacht werden, auch kaum Ernsthaftes einwenden. Man hat z. B. die Griechen des klassischen Altertums sicher mit einer gewissen Berechtigung als visuell begabt bezeichnet. Wenn man an die ursprüngliche Buntheit der Plastiken, Tempel und Wohngebäude, an die polychrome Kunst auf vielen Gebieten denkt, muß man dem zustimmen. Es kann deshalb nicht überraschen, daß hier eine Fülle von Sprachmitteln zur Charakterisierung farbiger Erscheinungen entwickelt worden ist, wobei allerdings zugleich das Glänzende, Strahlende und Schimmernde der Erscheinungen Beachtung fand. Wenn das Altgriechische auch noch weitgehend auf der bereits gekennzeichneten Stufe gegenstandsgebundener Bezeichnungsweise verharret, so spricht das nicht gegen das eben Gesagte. Das Interesse ist vorhanden und drängt zu sprachlicher Realisierung. Wenn die Römer mit der griechischen Kultur auch die zugehöri-

¹⁴ Vgl. H. Gipper, 1964.

gen Sprachmittel übernehmen, sei es durch Entlehnung oder Übersetzung, so werden sie ebenfalls in ähnliche Blickrichtungen gedrängt. Jedoch ist deutlich spürbar, daß gerade in diesem Bereich vieles schematisch, topoiartig übernommen und nicht wirklich nachempfunden worden ist. Das gilt auch, wie ich in meinem Purpur-Aufsatz gezeigt habe, für die Verwendung bestimmter Farbwörter. Man hat also auch die Frage fremder Einflüsse genau zu prüfen.

Auch im heutigen Europa wird man in bezug auf das Interesse an Farben Unterschiede zwischen den einzelnen Nationen bemerken können. Die Mittelmeervölker haben sicher ein anderes Verhältnis zur Farbe als die nördlichen. Aber hier wie dort gibt es bemerkenswerte Unterschiede. Ein Blick auf die Geschichte der Malerei zeigt, daß Italiener, Spanier und Franzosen auf diesem Gebiet kontinuierlich beachtliche Leistungen aufweisen. Aber wir wissen auch, daß die Niederlande hier eine auffällige Rolle spielen und daß auch Deutschland Bemerkenswertes auf diesem Gebiet geleistet hat. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß in unserem Lande die überragenden künstlerischen Leistungen eher auf dem Gebiet der Musik zu suchen sind. Ähnliches gilt für die slawischen Völker. Ich möchte diese sehr allgemeinen und rein hypothetischen Gedankengänge, zu denen sich sicher noch sehr viel sagen ließe, nicht fortsetzen. Worauf es mir nur ankommt, ist, wenigstens anzudeuten, daß das Interesse für Farben nicht in allen Völkern und Kulturen gleich stark entwickelt ist. Infolgedessen ist es auch denkbar, daß sich von hier aus Auswirkungen auf die semantische Gliederung der Sprachen ergeben haben.

Selbstverständlich sind auch innerhalb der einzelnen Sprachgemeinschaften wiederum verschiedene Schichten und Berufsgruppen mit unterschiedlichem Verhältnis zur Farbe anzutreffen. Auch hier gilt: Je größer das Interesse an Farben, desto dichter besetzt die Felder einschlägiger Bezeichnungen. Innerhalb der beteiligten Berufsgruppen (Maler, Anstreicher, Färber, Modefachleute usw.) können sich bestimmte Spezialvokabulare, d. h. besondere Terminologien innerhalb der Fachsprachen ausbilden. Diese Spezialvokabulare können sehr verschiedenartig strukturiert sein. Die Farbmateriale, etwa mineralische Substanzen (Ocker, Zinnober usw.), können ebenso wortspendend werden wie bestimmte personal bedingte Manifestationen (tiziánrot usw.). Die farbwissenschaftliche Differenzierung kommt ohne Ziffer und Zahl nicht aus.

Hinzuweisen ist auch auf den nichtadäquaten Gebrauch von Farb-

wörtern, den die Werbung auf vielen Gebieten macht. Hier werden häufig klangvolle, angenehme Konnotationen weckende Bezeichnungen gewählt, die nicht den Sinn haben, einen bestimmten modischen Farbton genau zu erfassen, sondern die Gunst des Käufers gewinnen sollen. Häufig handelt es sich hier um vorübergehende Phantasiebezeichnungen, die kommen und gehen wie die Mode selbst (*havanna*, *saharablond* usw.).

In unserem Zusammenhang dürfen wir von diesen Sonderfällen und Spezialterminologien absehen und jene Farbwortordnungen in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen, die als allgemeiner Bestandteil des betreffenden Sprachsystems, d. h. als Gemeinbesitz aller Angehörigen der Sprachgemeinschaft, gelten dürfen. Daß jeder einzelne auch Anteil an spezialisierten Ausdrücken haben kann, bleibt dabei unbestritten.

Nach diesem Exkurs müssen wir nochmals zu den deutschen Farbwörtern zurückkehren und genauer prüfen, wie es kommt, daß der Deutschsprachige sie mit solcher Leichtigkeit zu gebrauchen versteht. Die wichtigsten Wörter, um die es hier geht, sind die Farbadjektive *rot*, *orange*, *gelb*, *grün*, *blau*, *violett*. Die Adjektive *schwarz*, *weiß*, *grau*, *braun* u. ä. können bei der jetzigen Überlegung am Rande bleiben. Wir sagten bereits: Es ist erstaunlich, daß mit so wenigen Wörtern die Klassifizierung einer enormen Anzahl unterscheidbarer Farbtöne ohne Schwierigkeiten möglich ist. Aber zur Erklärung dieses Phänomens reichen die bisherigen Ausführungen über den Prozeß der Farbwörterlernung noch nicht aus. Zunächst muß an etwas an sich Selbstverständliches erinnert werden: Jedes Farbwort bedarf, um inhaltlich verstanden werden zu können, des Erlebnisses entsprechender Sinnesempfindungen oder der Erinnerung an solche Empfindungen im Sprecher und Hörer. Es liegt auf der Hand, daß unsere ›Grundfarbwörter‹ eine Vielzahl benachbarter Farbtöne zusammenfassen und begrifflich bündeln. Diese Zusammengriffe werden durch bestimmte Eigenheiten unseres Farbsehvermögens, die einerseits Farbsehindrücke in unserem Gedächtnis konstant halten, andererseits aber auch allzu feine Differenzierungen vergessen lassen, nicht unwesentlich erleichtert. Es gibt aber darüber hinaus, und dies ist experimentell unschwer nachweisbar, bestimmte Kernbereiche innerhalb des Kontinuums der Farbwerte, die den Gebrauch unserer Grundfarbwörter erleichtern. Legt man Deutschsprachigen einen Farbenkreis der reinen (prismatischen) Farben vor, wie er Farbenlehren beigelegt ist oder

von Produzenten von Malerfarben geliefert wird, und fordert sie auf, die fortlaufend angeordneten, allmählich von einem Wert zum nächsten übergehenden Farbtöne zu bezeichnen, so stellt man fest, daß es für diese Beobachter z. B. einen Kernbereich von *rot* gibt, d. h. eine Reihe gesättigter Farbtöne, die ihnen als ›echte‹ Repräsentanten von *rot* erscheinen. Sie fühlen sich in diesem Falle weder gedrängt, der Bezeichnung *rot* noch ein differenzierendes *hell-* oder *dunkel-* hinzuzufügen, noch erwägen sie, ein Nachbarfarbwort wie *orange* oder *violett* zu wählen. Ähnlich ergeht es ihnen bei *gelb*, das einen deutlich bemerkbaren Schwerpunkt der Reinheit und Helligkeit zeigt, aber auch bei *grün* und *blau*. Wer die deutsche Farbwortordnung beherrscht, vermag auch ohne Zögern bestimmte Farbtöne als *orange* und *violett* zu bestimmen. Aber es ist bemerkenswert, daß die beiden letztgenannten Wörter noch nicht allen Deutschsprachigen gleichermaßen vertraut sind. Hier zeigt sich nämlich, daß diese Wörter fremden Ursprungs, die erst im vergangenen Jahrhundert in die deutsche Farbwortordnung eingegliedert wurden, noch nicht ganz fest im Sprachgebrauch verankert sind. Der Fremdheitscharakter, der beiden Wörtern noch anhaftet, wird von vielen Sprechern deutlich empfunden. Bei *orange* deutet schon die Aussprache, die einen dem Deutschen nicht eigenen Nasallaut fordert, auf fremden Ursprung hin. Auch läßt sich dieses Adjektiv schlecht flektieren. Ein *orangener Pullover* klingt lächerlich; man müßte schon *orangefarbener* sagen, wenn man nicht die prädikative Aussage *Der Pullover ist orange* vorzieht. *Orange* kommt zu uns aus dem Französischen und führt über span. *naranja* auf arab. *narandja* (›die Apfelsine‹) zurück, bezieht sich also auf die Färbung dieser Frucht. *Violett* wirkt zwar auch fremdartig im Deutschen, aber zumindest machen Aussprache und Flexion hier keine Schwierigkeiten. Es ist etymologisch auf ital. *violetta*, Deminutiv zu *viola* (›das Veilchen‹), zurückzuführen. Beide Farbwörter sind späte Zugänge im Grundbestand der deutschen Farbwörter. Sie haben sich aufgrund eines wachsenden Differenzierungsbedürfnisses erst im Laufe des 19. Jahrhunderts bei uns eingebürgert. Goethes Farbenlehre hat dabei eine nicht unerhebliche Rolle gespielt.

Daß beide Wörter noch nicht überall inhaltlich fest eingeordnet sind, läßt sich leicht nachweisen. Z. B. wird im Rheinland, aber auch in anderen Gegenden Deutschlands, *violett* häufig mit dem ebenfalls jungen *lila* (aus arab. *lilak* [›Flieder‹, *Syringa vulgaris*]) verwechselt.¹⁵ *Vio-*

¹⁵ Vgl. dazu H. Gipper, 1957, S. 34 ff., und J. König, 1927.

lett bezeichnet einen dunklen, blauroten Farbton, das kurzwellige Ende des Spektrums, während *lila* auf einen hellen, weißhaltigen Farbton (etwa zwischen *rosa* und *bleu*) zielt. Daß es deutsche Mundartsprecher gibt, die *orange* und *violett* nicht kennen, wurde bereits erwähnt. So findet man etwa in der Eifel noch ältere Bauern, die mit der Reihe *rot — gelb — grün — blau* auskommen. Sie empfinden kein Bedürfnis, zwischen *rot* und *gelb* noch ein zusätzliches Farbwort im Sinne von *orange* einzuschieben. Mohrrüben z. B., die einen Farbton dieses Zwischenbereichs aufweisen, werden entweder als *rot* oder als *gelb* bezeichnet. Im übrigen wären im Deutschen auch Umschreibungen wie *rot-gelb*, *rötlich* oder *gelblich* u. ä. durchaus möglich, deren Gebrauch jedoch bereits eine Absicht der Präzisierung voraussetzt. Daß die betreffenden Menschen die Unterschiede zu sehen vermögen, steht außer Frage. Aber es besteht kein Bedürfnis zu näherer sprachlicher Differenzierung.

Wir begnügen uns sehr häufig beim alltäglichen Sprechen mit unpräzisen Redeweisen, mit Verallgemeinerungen, Übertreibungen usw., weil solches Sprachverhalten vollständig zur Sicherung normaler Kommunikation ausreicht. Das A-peu-près, das Ungefähr, beherrscht viele Alltagsgespräche. Man nennt einen Leihschein kurzerhand *gelb* oder den Bedienungsknopf einer Maschine einfach *rot*, auch wenn in Wahrheit die Bezeichnungen *hellbraun* oder *kastanienfarben* am Platze wären. Grobe Gliederungsschemata sind uns vielfach vertraut, so wenn wir Brotsorten nach *Weiß-*, *Grau-* und *Schwarzbrot* unterscheiden oder Weinsorten nach *Rot-* und *Weißweinen*, obwohl die genannten Bezeichnungen so gut wie nie im strengen Wortsinne zutreffen. Dies sind grobe Klassifizierungen, eingebürgerte Oppositionen, die den jeweiligen Unterscheidungsbedürfnissen voll genügen.

Das ist durchaus verständlich, aber wir haben die schwerwiegende Frage zu stellen, ob der Besitz einer grob- oder feinmaschigeren Farbwortordnung im Sinne des sprachlichen Relativitätsprinzips Einfluß auf Denken und Erkennen der Sprecher hat.

Ich war vom Deutschen ausgegangen, um dem Leser leicht nachprüfbare Fakten zu bieten. Dabei zeigte sich, daß man auch innerhalb einer Sprache Gliederungsverschiedenheiten aufweisen kann, die sozial bedingt sind. Nun ist der oben genannte Fall der Grobgliederung des Rot-Gelb-Bereiches auch in der amerikanischen Diskussion aufgetaucht und Gegenstand besonderer Tests gewesen.

Roger W. Brown und Eric H. Lenneberg haben in ihrer Arbeit »A stu-

dy in language and cognition« (1954) die Whorfschen Thesen experimentell mit Farbtests zu verifizieren versucht. Dabei wurden auch Zuni-Indianer herangezogen, die in dem Farbbereich, für den die englischsprechenden Amerikaner die Wörter *orange* und *yellow* verwenden, nur ein einziges Farbwort haben. Es wurde nun festgestellt, daß einsprachige Zuni-Informanten beim Farberkennungstest häufig *orange* und *yellow* verwechselten, während die einsprachigen Amerikaner diesen Fehler nie machten. Zweisprachige Zuni aber lagen in der Fehlerfrequenz zwischen den beiden einsprachigen Gruppen. Es wird damit bewiesen, daß der Besitz einer bestimmten sprachlichen Gliederung auch die Sinneswahrnehmung in dem Sinne beeinflusst, daß die Aufmerksamkeit bzw. das Bemerkens von Unterschieden von den sprachlich vorgegebenen Inhalten mitgesteuert wird. Hier wird also ein Einfluß sprachlicher Strukturen auf das Verhalten mit der gewünschten wissenschaftlichen Exaktheit nachweisbar.

Man darf hinzufügen, daß dieser Spracheinfluß um so stärker sein wird, je ausschließlicher die betreffende sprachliche Gliederung vorherrscht. Vermutlich wird ein einsprachiger Zuni-Indianer seltener zu einer Korrektur seines Sprachverhaltens veranlaßt als ein Eifelbauer, der immerhin in häufigen Kontakt mit Sprechern der Hochsprache kommt, welche über die feinmaschigere Farbwortordnung verfügen.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang noch die Feststellung, daß eine ganze Reihe von Sprachen an den gleichen Stellen des Farbbandes grob gliedert. Besonders häufig scheint der gesamte Blau-Grün-Bereich in einem Farbwort zusammengefaßt zu werden. Entsprechende Angaben liegen für das Bretonische, für das Chinesische und für einige Indianersprachen vor.¹⁶ Sofern solche Wörter keinen Gebrauchsbeschränkungen unterworfen sind, was im Einzelfall noch zu prüfen wäre, könnten sie also gleichermaßen für Himmel, Meer und Pflanzen gebraucht werden. Auch im Lateinischen gab es Vergleichbares, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe.¹⁷ Sinnesphysiologisch und farbpsychologisch wäre dazu anzumerken, daß innerhalb dieses Bereiches der sogenannten kalten Farbtöne die sinnliche Wirkung der Farben nicht so stark ist wie im Bereich der lebhaften, warmen Farben, so daß auch das Bedürfnis nach begrifflicher Unterscheidung hier im allgemeinen weniger stark ausgeprägt ist.

Wiederum zeigen sich Wechselwirkungen zwischen den spezifischen

¹⁶ Zahlreiche Beispiele bietet H. Podestà, 1922.

¹⁷ H. Gipper, 1957, S. 40.

Bedingungen des Farbsehvermögens, den kulturbedingten Interessen einer Sprachgemeinschaft und der jeweils ausgebildeten Farbwortordnung, die sich natürlich im Laufe der Geschichte ändern kann. Wenn die Indianersprachen teilweise bereits abstrakt verwendbare Farbwörter kennen, dürfte dies ein Beweis für ein beachtlich fortgeschrittenes Entwicklungsstadium in diesem Bereiche sein; wenn manche den Rot-Gelb-Bereich und den Blau-Grün-Bereich (noch) nicht aufgliedern, ist dies ein Zeichen dafür, daß sie andererseits noch nicht das uns vertraute differenziertere Stadium erreicht haben, das sich heute in den meisten Kultursprachen durchgesetzt hat.

Wenn eine Sprache in einem bestimmten Farbbereich einen besonderen Reichtum differenzierender Bezeichnungen aufweist, darf daraus geschlossen werden, daß dieser Bereich für die Sprachgemeinschaft aus bestimmten Gründen wichtig ist.

So lassen sich aus den sprachlichen Befunden mancherlei Schlüsse ziehen, die auch für die Beurteilung des Zusammenhanges von Sprache und Denken, Erkenntnis, Verhalten und Handeln wichtig werden können.

4. Erste Folgerungen und weitere begriffliche Klärungen

Am Beispiel der Farbwörter wurde sichtbar, wie vielschichtig die Probleme sind, die der Forschung hier gestellt werden. Wir können nunmehr zu dem Begriff des sprachlichen Weltbildes zurückkehren, zu dessen Klärung das Beispiel erörtert wurde.

Wir haben gesehen, wie im Deutschen ein bestimmter Bereich sinnlicher Erfahrung gedanklich verarbeitet, d. h. sprachlich objektiviert ist. Das, was für diesen Ausschnitt der erfahrbaren Wirklichkeit gilt, soll nun prinzipiell auch für alle menschlichen Erfahrungsbereiche gelten. Es wird also postuliert, daß alles, was menschlichen Gemeinschaften im gedanklichen Umgang mit der ihnen zugänglichen Welt bemerkenswert erschienen ist, in ihren Sprachen einen entsprechenden Niederschlag gefunden hat und noch weiterhin findet. Der Wortschatz einer Sprache erweist sich in dieser Sicht dann nicht als ungeordneter Haufen von Vokabeln, der nur in der willkürlichen Ordnung alphabetischer Wörterbücher gebucht werden kann, sondern als eine zusammenhängende, gegliederte Ordnung, in der die außersprachliche Welt (geistig) so verfügbar geworden ist, daß man über sie

sprechen kann. Es handelt sich hier also um eine Vielzahl semantischer Strukturen, die den Gesamtberich vorwissenschaftlicher Erfahrung abdecken. Ihr Aufbau und ihre Gliederung richten sich nach der jeweiligen Erkenntnis- und Bewußtseinsstufe der Sprachgemeinschaft. Die Gesamtheit dieser sprachlichen Gegebenheiten soll nun mit dem Begriff des sprachlichen Weltbildes erfaßt werden.

Es handelt sich also um keine spekulative Hypostasierung oder Idealisierung, sondern um die Feststellung nachprüfbarer Befunde. Die Geltung dieser sprachlichen Ordnungen hängt nicht vom einzelnen Sprachangehörigen ab, sosehr er auch im Kontext individuellen Sprachgebrauchs einzelne Inhalte modifizieren und womöglich auch tatsächlich verändern kann. Die Erlernung derselben Sprache, d. h. die Aneignung derselben semantischen Gliederungen, wird immer die Voraussetzung möglicher Kommunikation bleiben. Man mag über das nötige oder mögliche Ausmaß dieser Gemeinsamkeit, über den Grad der Verbindlichkeit der sprachlichen Strukturen verschiedener Meinung sein, aber daß es gemeinsame Züge gibt, ist sicher unbestreitbar. Bedenkt man, wie stark die Verbindlichkeit der lautlichen und grammatischen Strukturen ist – jede falsche Endung, jeder grammatischen Regeln zuwiderlaufende Satzbau fällt sofort auf –, dann wird man auch zu einer gerechteren Beurteilung der Relevanz semantischer Verbindlichkeit gelangen. Die Unterschätzung dieser Verbindlichkeit scheint besonders dadurch begünstigt zu sein, daß in einer pluralistischen Gesellschaft mit sehr verschiedenen Interessen und Ideologien dieselben Wörter der gemeinsamen Sprache in verschiedene kollektive oder individuelle Denksysteme geraten und dort neue Stellenwerte erhalten. So gewinnen Wörter wie *Freiheit* und *Demokratie* verschiedene Inhalte, je nachdem, in welchem ideologischen Zusammenhang sie gebraucht werden. Aber selbst wenn man berücksichtigt, daß der Sprachbesitz einzelner Sprecher schon aufgrund der Verschiedenheit der Milieus, in denen sie aufgewachsen sind, Unterschiede aufweisen kann, so dürften doch die Grundstrukturen und der Grundwortschatz bei allen Sprechern, die die hochsprachliche Norm als verbindlich anerkennen, weitgehend gleich sein. Die Geltung dieser hochsprachlichen Norm wird durch öffentliche Institutionen wie Schule, Presse, Fernsehen und Rundfunk in einer so wirksamen Weise gestützt, daß der einzelne sich ihr weitgehend fügen muß. Freilich ist die deutsche Sprache als Ganzes gesehen kein solch homogenes Gebilde. Es gibt, abgesehen von den Subsystemen der Mundarten, zahlreiche sozial und

geographisch bedingte Schichtungen, aber innerhalb einer bestimmten Schicht herrschen wiederum Gemeinsamkeiten, die die entsprechenden Sprechergruppen miteinander verbinden.

Trotz aller berechtigten Skepsis scheint es gerechtfertigt, einen Grundwortschatz der deutschen Hochsprache anzusetzen, der den Angehörigen der Sprachgemeinschaft die Welt in einer bestimmten Weise aufschließt und die verschiedenen Erfahrungsbereiche ordnet und aufgliedert. Wenn eine umfassende Beschreibung dieses Weltbildes der deutschen Sprache noch nicht vorliegt, so liegt das nicht daran, daß dies prinzipiell unmöglich wäre, sondern vielmehr daran, daß bisher zu wenige Forscher diese riesige Arbeit in Angriff genommen haben. Aber es liegen doch bereits zahlreiche Einzeluntersuchungen vor, die im *Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung*¹⁸ systematisch gesammelt werden (Farbbezeichnungen, Bezeichnungen für Geruchs- und Geschmacksempfindungen, Ausschnitte aus der Pflanzen- und Tierwelt, Leistungsbewertungen, Wörter aus dem Sinnbereich des Verstandes, Verwandtschaftsbezeichnungen, Wörter im Bereich des sittlichen Verhaltens [Feld der Verstöße], Wörter des Sterbens usw.).

Diese vielversprechenden, wenn auch sicher noch verbesserungsbedürftigen Ansätze lassen das Ziel prinzipiell erreichbar erscheinen. Freilich müßte es in gezielter Team-Arbeit verfolgt werden.

Das Beispiel der Farbwörter hat bereits gezeigt, daß die inhaltliche Seite der Sprachen nicht ohne Berücksichtigung der außersprachlichen Wirklichkeit zu verstehen ist, die durch sie erfaßt wird. Daraus folgt, daß die sprachlichen Weltbilder nicht als geistige Monaden verstanden werden dürfen, die keine Fenster haben.

Vielmehr handelt es sich um weltoffene Gebilde, die sich in der Zeit wandeln und die auch in Austausch mit fremden Sprachen treten können. Die erkenntnistheoretische Bedeutsamkeit dieser Gebilde aber kann nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn man ihren »medialen« Charakter, d. h. ihre Vermittlungsfunktion, klar erkennt. Dies wiederum setzt voraus, daß man den sprachtheoretischen Status der Wortbedeutung, besser: des Wortinhalts, eindeutig bestimmt hat. Man muß, um es an dem behandelten Farbwort *rot* nochmals zu verdeutlichen, einsehen, daß dessen Inhalt nicht etwa den außersprachlichen Prozessen gleichzusetzen ist, denen er sein Zustandekommen verdankt.

¹⁸ H. Gipper und H. Schwarz, 1962 ff.

Die Bedeutung ist also nicht, wie Gottlob Frege und im Anschluß an ihn der junge Wittgenstein vorschlugen¹⁹, gleich dem (außersprachlichen) Gegenstand. Vielmehr besteht die eigentliche Leistung der »Bedeutung« darin, daß im Falle des Wortes *rot* eine Vielzahl außersprachlicher Anstöße geistig so verarbeitet ist, daß ein bestimmter Bereich benachbarter Farbtöne gedanklich gebündelt und dauerhaft verfügbar gemacht ist, wobei der Nachbarwert *orange* die Grenze der Geltung von *rot* mitbestimmt. Jeder, der die deutsche Sprache gelernt hat und über die Ordnung der Farbwörter verfügt, hat damit die Möglichkeit gewonnen, über die mit dem Wortinhalt einheitlich zusammengefaßten Farbtöne so zu sprechen, daß der Hörer ihn versteht und auch ohne die gleichzeitige Präsenz einer entsprechenden Farbe empfindung weiß, was gemeint ist. Diese wichtige Tatsache wird eindrucksvoll durch eine Beobachtung Adhemar Gelbs und Kurt Goldsteins an einem Fall von amnestischer Aphasie bestätigt²⁰, auf die Weisgerber schon 1929 in seinem wichtigen Buch *Muttersprache und Geistesbildung* hingewiesen hat. Ein Hirnverletzter hatte den Wortinhalt von *rot* eingebüßt, d. h. er war nicht mehr in der Lage, verschiedene Rottöne gedanklich unter *rot* zu subsumieren. Sie erschienen ihm alle verschieden; die Möglichkeit der gedanklichen Bündelung war ihm mit der Wortbedeutung entfallen. Gerade in der spezifisch gedanklichen Erfassung und Eingrenzung der außersprachlichen Erfahrung liegt das Besondere des Wortinhalts, der den Gedanken von der Sache abhebt und es gerade auf diese Weise erreicht, sie stets wieder so zu begreifen, wie es vom Wortinhalt her vorgesehen ist. /

Die mit den deutschen Farbwörtern verknüpften Sinngehalte, die im vorwissenschaftlichen Sprachbesitz jedem Angehörigen dieser Sprachgemeinschaft vorgegeben sind, lenken zweifellos unbewußt den gedanklichen Umgang mit den Farberscheinungen. Auch der Physiker oder Psychologe, der sich mit Farben beschäftigt, wird sich bei der Beschreibung seiner Beobachtungen diesem Einfluß kaum entziehen können. Sicher ist es nicht so, wie ein Philosoph annahm, der in einer Diskussion über diese Zusammenhänge sich etwa wie folgt äußerte: Wenn ich wissen will, was *rot* ist, frage ich keinen Sprachwissenschaftler, sondern einen Physiker, der mir die Wellenlängen angibt, die diese Empfindung auslösen. Denn in Wahrheit mißt der Physiker, der die Wellenlängen für *rot* angeben will, die inhaltliche Reich-

¹⁹ Vgl. G. Frege, 1892, und L. Wittgenstein, 1922.

²⁰ A. Gelb und K. Goldstein, 1925.

weite des erlernten Farbwortes *rot* innerhalb des Feldes deutscher Farbwörter. Das schließt nicht aus, daß er auch ohne Farbwörter zu relevanten Ergebnissen kommen kann. Gezielte Untersuchungen, die R. Matthaei im Zusammenhang mit der Farbenlehre Goethes angestellt hat, haben ihn z. B. auf die Existenz sogenannter Optimalfarben geführt, d. h. auf experimentell leicht erzeugbare Farben (die sogenannten Kantenspektren, die bei der Betrachtung von zusammenstoßenden schwarzen und weißen Flächen durch ein Prisma auftreten), die vom Beobachter als besonders reine, gesättigte und in ihrer Intensität nicht mehr zu steigernde Farben empfunden werden. Daß dies ausgerechnet sechs ausgezeichnete Farben sind, nämlich jene des Goetheschen Farbenkreises, und daß sie wahrscheinlich aus der Zusammenwirkung dreier Elemente entstehen, hat sinnesphysiologische Gründe (Struktur der Netzhaut). Sobald aber über diese Beobachtung gesprochen werden soll, drängen sich wieder die gegebenen Farbwörter auf, und es ist nicht uninteressant festzustellen, daß in diesem Falle die uns geläufigen Grundfarbwörter zwar nicht genau, aber doch approximativ zur Beschreibung benutzt werden können. Die Korrespondenzen, die sich hier andeuten, können den nicht überraschen, der sich bewußt ist, daß die Farbwörter eben aus der Wechselwirkung von sehenden Menschen und gesehenen Farberscheinungen entstanden sein müssen.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Zusammenhängen weiter nachzugehen. Ich habe an anderer Stelle²¹ diese Gedanken vertieft.

Festzuhalten bleibt, daß die *Bedeutungen* als integraler, konstitutiver Bestandteil der Sprachen anerkannt werden müssen, wenn man dem Gedanken des sprachlichen Weltbildes gerecht werden und nicht von vornherein jede Diskussion zum Scheitern verurteilen will. Zugleich erscheint es schon an dieser Stelle angezeigt, den hier erläuterten *Wortinhalt* abzugrenzen von dem, was im Gegensatz dazu sprachtheoretisch unter einem *Begriff* zu verstehen ist, wobei man betonen muß, daß der Begriff des Begriffes aus Gründen, die gleich genannt werden, von der Auffassung mancher Philosophen und Psychologen abzuheben ist. Unter *Wortinhalt* wird ein sprachsystembedingter Sinngehalt verstanden, dessen Eigenwert sich einmal aus dem gemeinten außersprachlichen (realen oder gedachten) Gegenstand, dem Denotat, herleitet und dessen Stellenwert sich aus der Eingrenzung durch benachbarte Wortinhalte ergibt. Der Wortinhalt ist im Prozesse der Sprach-

²¹ H. Gipper, 1957.

erlernung im Umgang mit den Dingen erworben worden. Er hat im Laufe der Spracherlernung in vielen »Sprachspielen« seinen bestimmten Platz im Sinnpotential der erworbenen Muttersprache gewonnen. Er ist in seiner bestimmten Geltung unbewußt verfügbar, entzieht sich aber in der Regel einer zureichenden Definition. Das hängt damit zusammen, daß die Gründe für diese bestimmte gedankliche Ausprägung und deren Abgrenzung gegenüber benachbarten Sprachmitteln nur schwer ins Bewußtsein gehoben und exakt bestimmt werden können. Im Gegensatz dazu darf es als besonderes Kennzeichen des *Begriffes* gelten, daß er einer Definition, d. h. einer genaueren Umgrenzung zugänglich sein soll. Es handelt sich hier um einen ebenfalls sprachlich objektivierten Inhalt, der jedoch auf die Stufe bewußter gedanklicher Durchdringung gehoben worden ist, was in der Regel damit zusammenhängt, daß er aus dem allgemeinen Sprachgebrauch herausgehoben wird und seine Bestimmtheit im Rahmen eines besonderen Denksystems, z. B. eines bestimmten Philosophen oder einer bestimmten Wissenschaft, findet. Eine Sonderstellung nehmen allerdings die sogenannten Grundbegriffe der Wissenschaften wie *Raum*, *Zeit*, *Kraft*, *Bewegung*, *Leben* u. ä. insofern ein, als sie sich trotz ihres hohen Aufschlußwertes als schwer definierbar erweisen. Dies hängt damit zusammen, daß sie einmal auf hoher Abstraktionsstufe stehen und deshalb potentiell sehr merkmalsreich sind, dann damit, daß sie in den vorwissenschaftlichen Verstehenshorizont der Gemeinsprache zurückweisen, wo die entsprechenden Wortinhalte in vielfältigen, schwer festlegbaren Sinnbezügen stehen, und schließlich damit, daß die Wissenschaft gerade diese Grundbegriffe offenhalten muß, um sie nicht zu einem Hindernis für die fortschreitende Erkenntnis werden zu lassen.

Wortinhalte sind, wenn man die metaphorische Ausdrucksweise akzeptiert, mit und in der Sprache gewachsene semantische Werte, oft mit unscharfen Grenzen – Werte, deren Geltung vom Gesamtsystem und vom Sprachgebrauch reguliert wird. Begriffe sind gedanklich herausgehobene, bewußt näherer Bestimmung zugeführte semantische Werte, deren Geltung vom wissenschaftlichen Bezugssystem und vom fachspezifischen Gebrauch reguliert wird. Die Grenzen zwischen Wort und Begriff sind indessen nicht starr; Wortinhalte können zu Begriffen erhoben werden; Begriffe können zu Wörtern werden und in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen. Wenn man diesen besonderen Status des Begriffes anzuerkennen bereit ist, scheint es wenig

sinnvoll zu sein, von außersprachlichen Begriffen zu reden bzw. die Existenz solcher außersprachlichen Größen zu postulieren, wie es manche Forscher immer wieder tun. Wenn der Begriff des Begriffes auch für sprachlich noch nicht objektivierter und damit wissenschaftlicher Erfassung noch nicht zugängliche gedankliche Komplexe und Vorgänge in Anspruch genommen wird, verliert er alle jene Charakteristika, die ihn gerade als besonderes Erkenntnismittel auszeichnen. Es dürfte geradezu unmöglich sein, die Existenz außersprachlicher Begriffe im Sinne bestimmbarer gedanklicher Größen nachzuweisen, ja, man wird bei strenger Prüfung der Zusammenhänge dazu gedrängt, außersprachliche Begriffe als *Contradictio in adiecto* zu betrachten, weil nicht zu sehen ist, was mit ihnen begriffen werden soll²².

Diese Hinweise sind für den uns interessierenden Zusammenhang von der größten Wichtigkeit, zumal die Kritiker des Weltbildgedankens, besonders solche aus dem anglo-amerikanischen Sprachraum, immer wieder mit der Postulierung außersprachlicher Begriffe die Leistung der Sprache in einer solchen Weise reduzieren und verkürzen, daß eine gerechte Beurteilung der Frage nach dem möglichen Einfluß der Sprache auf das Denken unmöglich wird. Hierauf wird noch genauer einzugehen sein, wenn die Diskussion um die Thesen Whorfs in den Vereinigten Staaten behandelt wird. Eine angemessene Einschätzung dessen, was Wortinhalte und was Begriffe sind und welche Rolle sie in den Sprachen spielen, ist also eine weitere Voraussetzung für das Verständnis dessen, was mit dem Begriff des sprachlichen Weltbildes gemeint ist, und dies wiederum ist von entscheidender Bedeutung für unsere zentrale Frage, ob es so etwas wie ein sprachliches Relativitätsprinzip gibt.

Hat man den Status der Wörter und Begriffe in einer Sprache und deren Verhältnis zu dem, was mit ihnen gemeint wird, erkannt, dann wird sofort einsichtig, daß die in einer Sprache vorfindlichen lexikalischen Gliederungen keineswegs sämtlich auf derselben gedanklichen Ebene liegen und daß sie infolgedessen auch verschieden zu beurteilen sind. Da gibt es z. B. zahlreiche Sprachmittel zur Erfassung der konkreten Gegenstandswelt. Hier kann die sinnliche Wahrnehmung, die unmittelbare Erfahrung die sprachlichen Inhalte ständig stützen und sie, wenn nötig, regulieren und korrigieren. Der sprachliche Einfluß wird zwar deshalb beim Umgang mit den Sachen nicht ausgeschaltet,

²² Vgl. dazu H. Gipper, 1964, S. 245 ff.

aber doch verringert. Aber da gibt es auch Sprachmittel zur Erfassung gegenstandsfernerer gedanklicher Bereiche, etwa im Umkreis des religiösen, ethischen, moralischen, politischen Lebens und der wissenschaftlichen Theoriebildung. Hier können die Wortinhalte und Begriffe häufig in weit geringerem Maße durch konkrete Sachverfahrung direkt gestützt werden.²³ Vielmehr gewinnen hier gedankliche Größen häufig erst in und mit der Sprache Existenz und Gestalt; die Sprache beweist hier besonders ihre gegenstandskonstitutive Funktion, auf die der Wiener Philosoph Erich Heintel aufmerksam gemacht hat.²⁴ Die Geltung der Sprachmittel ist dabei weniger von den außersprachlichen Gegenständen unserer Erfahrung bestimmt, sondern stärker von den benachbarten Sprachmitteln, die ihren Sinngehalt tragen helfen. Es ist daher mit verstärktem sprachlichen Einfluß auf das Denken zu rechnen. Deshalb dürfte das Problem der sprachlichen Relativität gerade an diesen Stellen besonders relevant werden.

Noch eine wichtige Ergänzung des Gesagten ist notwendig. Im vorangegangenen war vornehmlich die Rede von der lexikalisch-semantischen Ebene der Sprachen. Das war deshalb berechtigt, weil hier die Bedeutungen offen zutage liegen und deshalb am leichtesten zum Gegenstand der Analyse gemacht werden können. Aber wer Whorf gelesen hat und die Diskussion über seine Thesen verfolgt, wird schnell bemerken, daß in seiner Argumentation die grammatischen und syntaktischen Strukturen, die sprachlichen Kategorien bzw. Wortarten, die morphologische Struktur und die Möglichkeiten der Satzbildung eine noch größere Rolle spielen als der Wortschatz.

Auf diesem Gebiete wird die Problematik jedoch noch schwieriger und verwickelter. Hier bedarf es noch weit größerer Vorsicht und Umsicht, um vorschnelle Folgerungen zu vermeiden und nicht in allzu vordergründigen Interpretationen steckenzubleiben. Whorfs Untersuchungen und Darlegungen zeigen gerade hier ihre größten Schwächen und bieten die meisten Angriffsflächen. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß er an dieser Stelle wissenschaftliches Neuland betritt, und zwar ein Gebiet, auf dem man sich allzu leicht in reine Spekulationen verliert. Es würde den Leser vermutlich verwirren, wenn bereits jetzt auf Einzelheiten eingegangen würde. Einige allgemeine Erläuterungen zu den hier auftretenden Fragen und Aufgaben dürften aber zweckmäßig sein.

²³ Vgl. dazu H. Gipper, 1966 b, S. 453 ff.

²⁴ E. Heintel, 1957; 1959.

Wir können dabei an das anknüpfen, was über die Farbadjektive gesagt wurde. Es wurde darauf hingewiesen, daß die uns selbstverständlich erscheinende primäre Erfassung der Farbempfindungen in der Wortklasse der Adjektive durchaus nicht die einzig mögliche ist. In unseren Sprachen ist sie aber vorherrschend geworden, und sie entspricht durchaus unserer Gewohnheit, die Farbigkeit als Eigenschaften bzw. Akzidenzien von Gegenständen aufzufassen. Die adjektivischen Farbbezeichnungen scheinen ausgezeichnet zu unserer Alltagserfahrung zu passen. Ähnlich angemessen kommt es uns vor, greifbare Gegenstände in der Kategorie der Substantive wiederzufinden und Tätigkeiten und Vorgänge mit Verben zu erfassen. Sogleich stellt sich die Frage, ob tatsächlich eine bestimmte Art der Welterfahrung diese sprachlichen Kategorien hervorgebracht hat, oder ob die Welt so erfahren wird, weil die Sprache sie in dieser Weise vorführt. Schon eine kurze Betrachtung der letzten Sätze zeigt, daß von Tätigkeiten und Handlungen gesprochen wurde, die meist verbal ausgedrückt werden. *Tätigkeit* und *Handlung* selbst sind aber Substantive! Die Kategorie der Substantive umfaßt also weit mehr als nur real gegebene Gegenstände. Es kommt hier sofort die Frage hinzu: Was gehört »primär« in eine Wortklasse? Was ist erst durch Ableitung oder auf anderen Wegen der Übertragung hinzugekommen? Zugleich müssen syntaktische Gesichtspunkte einbezogen werden. Wir finden es natürlich, daß z. B. belebte Wesen, von denen Handlungen ausgehen, in unseren Sätzen die Stelle des sogenannten Subjekts einnehmen und daß die von ihnen bewirkten Aktionen mit Hilfe verbaler Formen in Prädikatsfunktion ausgedrückt werden. Schon sind wir bei dem vieldiskutierten Subjekt-Prädikat- bzw. Agens-Actio-Schema eines sehr häufigen Satztyps, der wiederholt als typisch für die indoeuropäischen (aber auch für andere) Sprachen hingestellt worden ist. Gerade die besonders stark interpretierende Kennzeichnung *Agens-Actio* hat dann zu weitreichenden und folgeschweren Ausdeutungen der darin zum Ausdruck kommenden geistigen Haltung geführt (Tatdenken der Indogermanen usw.). Es liegt auf der Hand, wie gefährlich eine solche Interpretation sprachlicher Befunde werden kann. Man vergleiche einfache Sätze wie *Die Arbeit ruht*, *Das Gesetz gilt* und sieht sofort, daß man sich bei Anlegung des Agens-Actio-Maßstabes in Widersprüche verwickelt, aus denen dann nur akrobatische Argumentationskunst wieder heraushelfen kann. Man muß bei nüchterner Betrachtung zugeben, daß sehr Verschiedenes sprachlich substantivisch und verbal gefaßt

sein kann und daß sehr Verschiedenes im genannten Satzmodell an Subjekt- und Prädikatsstelle erscheinen kann. Freilich, und das ist nun ebenso zu betonen, kann auch nicht alles in jeder Kategorie und in jeder syntaktischen Funktion erscheinen, und somit ist zunächst einmal die Aufgabe gestellt, empirisch zu prüfen, was wo und wie vorkommt.

Es genügt, diese Forderung auszusprechen, um zu erkennen, wie ungeheuer schwierig diese Aufgabe ist. Es sind umfangreiche empirisch-sprachvergleichende Untersuchungen nötig, um erst einmal herauszufinden, was es in dieser Hinsicht alles gibt, was möglich ist und welche Restriktionen sich in den einzelnen Sprachen zeigen.

Damit taucht auch die heute so viel diskutierte Frage nach dem allen Sprachen Gemeinsamen, nach den sogenannten sprachlichen Universalien auf. Hier werden sprachtypologisch-vergleichende Untersuchungen erforderlich; sprachstatistische Überlegungen müssen hinzukommen, und bei der Beurteilung der ermittelten Befunde wird bald die Grenze der Kompetenz des Sprachwissenschaftlers erreicht. Dann müssen der Sprachphilosoph und der Anthropologe mit herangezogen werden. Dies wird besonders dringlich, wenn die noch weiterreichende Frage gestellt wird, weshalb in den Sprachen bestimmte gemeinsame Strukturzüge ausgebildet worden sind und wie die Unterschiede zu begründen sind. Auch hier wäre es eine wenig befriedigende Auskunft, wenn das Unerklärte oder noch Unerklärbare als Spiel des Zufalls ausgegeben und damit weiterer wissenschaftlicher Erforschung entzogen würde.

Diese Hinweise müssen als vorläufige Verständnishilfen genügen. Auf die Frage nach den sprachlichen Universalien wird noch zurückzukommen sein.

Hier kam es darauf an, den für die Frage nach dem sprachlichen Relativitätsprinzip zentralen Begriff des sprachlichen Weltbildes bzw. der sprachlichen Weltansicht im Sinne seiner Protagonisten so weit zu klären, daß allzu vordergründige Mißverständnisse vermieden werden.

Wir wenden uns jetzt der ausführlichsten Stellungnahme zu unserer Frage zu, die aus der Feder des polnischen Philosophen Adam Schaff stammt und geeignet erscheint, die bereits aufgetauchten Fragen zu vertiefen und einer näheren Beantwortung zuzuführen.

Rückschau, Ergebnisse, Ausblicke

Wir haben nun die Probleme, die mit der sogenannten Sapir-Whorf-Hypothese und der Frage nach dem sprachlichen Relativitätsprinzip zusammenhängen, von den verschiedensten Seiten her beleuchtet und die zahlreichen Argumente, die von Philosophen, Psychologen, Soziologen, Anthropologen, Ethnologen und Linguisten vorgebracht worden sind, dargestellt und gegeneinander abgewogen. Wir haben gesehen, welche Mißverständnisse und Fehlinterpretationen durch B. L. Whorfs allzu kühne Formulierungen und seine nicht immer widerspruchsfreie Art der Darstellung ausgelöst worden sind. Auch die Kritiker schossen mit ihren z. T. allzu radikalen Ablehnungen manchmal über das Ziel hinaus.

In der internationalen Diskussion der Whorfschen Thesen konnten manche Klärungen erzielt werden. Die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen Whorfs haben sich an entscheidenden Punkten als unzureichend erwiesen. Die Frage nach der Möglichkeit erkenntnisrelativierender Theorien und der damit verknüpften Gefahr zirkelhafter Argumentationen läßt sich beantworten, wenn bestimmte extreme Positionen aufgegeben werden. Adam Schaffs umfassende Darstellung führte zu einer Anerkennung des subjektiven, an menschliche Individuen und Gesellschaften gebundenen Faktors im Erkenntnisprozeß. Damit konnte zugleich zwischen der marxistischen Widerspiegelungstheorie und den sogenannten idealistischen Sprachauffassungen vermittelt werden. Durch eine genauere Bestimmung und Unterscheidung der Begriffe »sprachliches Weltbild«, »(wissenschaftliches) Weltbild« und »(ideologische) Weltanschauung« konnten die verschiedenen, bei Whorf sich schneidenden Beobachtungsebenen getrennt werden. Als besonders dringlich erwies es sich, den Begriff des Begriffes selbst genauer zu bestimmen, d. h. seine Sprachbezogenheit hervorzuheben, und ihn vom Begriff der Wortbedeutung bzw. des Wortinhalts abzu-

heben. Auf diese Weise konnten die verschiedenen Möglichkeiten der Sprachbeteiligung bei den Denkprozessen besser beurteilt werden. Das Übersetzungsproblem, das in diesem Zusammenhang als ein Prüfstein galt, war aus der Klammer extremer Beurteilungen zu lösen und einer realeren Beurteilung zuzuführen. Es zeigte sich ferner, daß die Beziehungen zwischen Sprache und Philosophie sowie zwischen Sprache und Kultur verwickelter sind, als manche Forscher angenommen haben. Auch die wichtige Frage nach dem Verhältnis zwischen den gemeinsamen Zügen aller Sprachen, den postulierten sprachlichen Universalien, und den tatsächlichen Verschiedenheiten konnte unter Berücksichtigung anthropologischer und sprachphilosophischer Gesichtspunkte in einen weiteren Rahmen gestellt werden, der eine nüchternere Behandlung und eine objektivere Beurteilung ermöglicht.

Schließlich wurde ein eigener Versuch unterbreitet, das zentrale Problem der Raum-Zeit-Auffassung der Hopi-Indianer einer Klärung näherzubringen. Einige wichtige Korrekturen an Whorfs Darstellung waren notwendig. So darf als erwiesen gelten, daß auch die Hopi-Indianer die Zeit in einer zwar eigenartigen, aber doch nachvollziehbaren Weise erleben, ja, man kann sagen, daß ihre Zeitvorstellung in mancher Hinsicht den Auffassungen alter Bauernkulturen ähnelt.

Erlauben uns diese Klärungen, Richtigstellungen und Einschränkungen, nunmehr eine Antwort auf unsere Themafrage zu geben, ob es ein sprachliches Relativitätsprinzip gibt oder nicht?

Angesichts der heutigen Forschungslage und der aufgezeigten Schwierigkeiten ist eine einfache Antwort mit einem knappen Ja oder Nein nicht möglich. Aber eine modifizierte Antwort darf doch gewagt werden.

1. B. L. Whorfs Formulierungen des sprachlichen Relativitätsprinzips

Blicken wir nach den zahlreichen Erörterungen noch einmal auf die beiden eingangs zitierten Whorfschen Formulierungen des sprachlichen Relativitätsprinzips zurück, dann können wir jetzt folgendes feststellen:

Unter Berücksichtigung dessen, was über den Begriff des sprachlichen Weltbildes bzw. der sprachlichen Weltansicht im Sinne Humboldts

ausgeführt wurde, ist zu sagen, daß die erste Formulierung der These Whorfs hierauf nicht zutrifft. Wenn Whorf sagt, daß »nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich und können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden«, so bezieht er sich nicht primär auf die Art des Gegebenenseins von Welt in den Inhalten einer Sprache, sondern auf eine sekundär zu gewinnende Einsicht in die Zusammenhänge der Natur und der Erfahrungswelt. Die auf diese Weise zustande kommenden Weltbilder sind aber nicht direkt aus dem Sinnpotential der Sprachen ableitbar, mit deren Hilfe sie aufgebaut und formuliert werden. Wohl können die sprachlichen Strukturen auf die verschiedenen sekundär gewonnenen Weltbilder und Weltentwürfe einwirken. Im Falle »einfacher« Naturvölker ist jedoch der Zusammenhang zwischen dem sprachlich Vorgegebenen und dem Gedachten, zwischen dem »sprachlichen Weltbild« und dem sekundär erdachten Weltbild mit Sicherheit wesentlich enger als in den großen modernen Zivilisationen und Industriegesellschaften. Während in einfachen, naturnahen Verhältnissen die Bindung des Gedankens an die Sprache eine selbstverständliche Realität ist und keine kritische Distanz zur Sprache erreicht wird, gelingt es den fortgeschritteneren Gesellschaften, die über ein ganzes Spektrum kritischer Wissenschaften verfügen, Einsichten zu gewinnen, die über den vorwissenschaftlichen Verstehenshorizont der Gemeinsprachen hinausreichen und zur Konzeption verschiedener wissenschaftlicher Interpretationen der Welt führen können. Es wird hier möglich, gegen die Sprachgewohnheiten anzudenken und über sie hinauszudenken, durch Einführung metasprachlicher Ebenen und fachspezifischer Terminologien den allgemeinen sprachlichen Verstehenshorizont beträchtlich zu erweitern und selbst die Grenzen sinnesbedingter Erkenntnismöglichkeiten hinauszuschieben. Aus diesen Gründen erlaubt die Hopisprache beispielsweise mehr Aufschlüsse über die Denkungsart ihrer Sprecher als unsere Sprachen. Auch die zweite Whorfsche Formulierung des sprachlichen Relativitätsprinzips, die etwas anders lautet, bedarf der Neuinterpretation. Hier wird gesagt, daß Menschen, »die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt« werden und daß sie »daher als Beobachter einander nicht äquivalent« sind, sondern zu »irgendwie

verschiedenen Ansichten von der Welt gelangen«. Wenn man das, was Whorf hier »Grammatik« nennt, auf die Ganzheit einer Sprache einschließlich der semantischen Strukturen bezieht, dann ist Whorf insofern recht zu geben, als die jeweils verschiedenen semantischen Gliederungen und die unterschiedliche lexikalische Ausdifferenzierung in einzelnen lebenswichtigen Sinnbereichen die Aufmerksamkeit und häufig auch das beobachtbare Verhalten der Sprachangehörigen lenkend und steuernd beeinflussen. Jedoch muß sofort einschränkend hinzugefügt werden, daß es wichtige regulative Prinzipien menschlicher Erfahrung gibt, die ein völliges Auseinanderklaffen der verschiedenen Auffassungen verhindern. Diese Regulative sind einmal in den gemeinsamen biologischen Voraussetzungen der Menschen, zum anderen in der Struktur der außermenschlichen Natur und Gegenstandswelt zu suchen. Dabei ist zu betonen, daß beim heutigen Stand wissenschaftlicher Erkenntnis die Natur nicht als ein kaleidoskopartiger Strom von Ereignissen charakterisiert werden kann, sondern eher als ein Gewebe komplexer Ordnungen und Strukturen, die der menschliche Geist nicht erst erfindet, sondern entdeckt. Die jeweils erreichte Entwicklungsstufe einer Sprache sowie das damit verbundene geistig-kulturelle Niveau und die Bewußtseinsstufe der Menschen bestimmen mit, welche Einsichten möglich werden und wie sie formuliert werden können. Der Schlußsatz von Whorf, die Menschen gelangten zu »irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt« (*somewhat different views of the world*), enthält in dem kleinen Wörtchen *somewhat* einen Unsicherheitsfaktor, der jede präzise Deutung ausschließt. Denn gerade darauf käme es an, genau zu wissen, was mit diesem »irgendwie« gemeint ist. Wenn man den Ausdruck *views of the world* so allgemein versteht, wie es hier in der deutschen Übersetzung geschehen ist, nämlich als einen Hinweis auf mögliche Meinungen, Auffassungen, Vorstellungen von der Welt, also nicht im Sinne eines geschlossenen Weltbildes, dessen Sprachdeterminiertheit wiederum einzuschränken wäre, dann kann man einer solchen Formulierung durchaus zustimmen. Denn derartige sprachliche Einflüsse sind nicht nur denkbar, sondern sie sind auch bereits durch zahlreiche empirische Sprachuntersuchungen und zusätzliche psychologische Tests nachgewiesen worden.

2. Ablehnung radikaler Positionen

Blickt man nach dieser Auslegung nochmals auf die beiden Fassungen der Whorfschen Grundthese zurück, dann muß man sagen, daß hier im Grunde noch gar kein sprachliches Relativitätsprinzip im strengen Sinne ausgesprochen ist. Zu einem solchen Relativitätsprinzip werden Whorfs Gedanken vielmehr erst in verschiedenen anderen Aussagen zugespitzt, die sehr viel radikaler sind und auf die Behauptung hinauslaufen, daß Sprecher verschiedener Sprachen in verschiedenen Welten leben, daß die Sprachen die Welterfahrung determinieren und daß somit die vorhandenen Schranken zwischen verschiedenen Sprachwelten zu prinzipiellen geistigen Grenzen überhöht werden. Gegen eine derartig radikale Auffassung, die zu schwerwiegenden Konsequenzen führen müßte, sind mit Recht ernste Einwände erhoben worden. Eine solche »panlinguistische« These, die den Vermittlungscharakter der Sprache grob verkennt, muß als eindeutig falsch bezeichnet werden, und man sollte sie aus der weiteren wissenschaftlichen Diskussion ein für allemal ausschließen. Zu Whorfs Ehrenrettung ist allerdings sogleich hinzuzufügen, daß er diese radikale Position nie durchgehalten hat. Vielmehr lassen sich genügend Stellen aufweisen, an denen er selbst einen gemäßigten Standpunkt einnimmt.

3. Der rationale Kern des Relativitätsgedankens

Der Wahrheit näher kommen vermittelnde Auffassungen, die allen am Erkenntnisprozesse beteiligten Faktoren besser Rechnung tragen. Bezieht man diese ein, dann läßt sich der Relativitätsgedanke auf einen vertretbaren rationalen Kern reduzieren. Unter diesem Gesichtspunkt darf gesagt werden:

Jeder menschliche Gedanke, der sprachlich objektiviert und damit wissenschaftlicher Analyse zugänglich wird, ist »relativ«, d. h. steht in nachweisbarer Beziehung zu den Aussagemitteln und Aussagemöglichkeiten derjenigen Sprache, in der er zum Ausdruck gelangt. Dies gilt in dem elementaren und fundamentalen Sinne, daß der Gedanke nicht anders als im Rahmen vorgegebener grammatischer, d. h. lexikalischer und syntaktischer Strukturen, Gestalt gewinnen kann. Mit

4. Die Sprache im Schnittpunkt von Individuum und Gemeinschaft

dieser im Grunde trivialen Feststellung ist jedoch noch nicht darüber entschieden, was im einzelnen ausgesagt bzw. welches besondere Urteil auf diese Weise ausgesprochen wird.

Was aber die Freiheit des Gedankens anbelangt, so hat man zu berücksichtigen, daß jeder individuelle Gedanke über ein intersubjektiv und überindividuell geltendes Kommunikationsmittel, nämlich die gegebene Sprachnorm, vermittelt werden muß. Die Sprache wird somit zum Schnittpunkt zwischen Individuum und Gemeinschaft. Wie das soziale Objektgebilde der Sprache auf die individuelle Aussage einwirkt, das kann nur durch eine sehr subtile Totalanalyse aller beteiligten Faktoren ausgemacht werden. Zu beachten sind hier der Situationszusammenhang, die Aussageintention des Sprechers, der Verstehenshorizont und die Verstehensbereitschaft des Hörers, der Gegenstand, über den gesprochen wird, und die sprachlichen Mittel, mit denen dies geschieht. Wie schwierig eine derartige Analyse, die Anspruch auf Vollständigkeit und wissenschaftliche Haltbarkeit erheben kann, ist, liegt auf der Hand. Man muß eingestehen, daß die meisten Ansätze in dieser Richtung den hohen Anforderungen bei weitem nicht gerecht werden.

4. Die Sprache im Schnittpunkt von Individuum und Gemeinschaft sowie von Allgemeinem und Besonderem

Was den alltäglichen Sprachgebrauch betrifft, also die Kommunikationsprozesse zwischen Menschen außerhalb spezieller Aufgaben und Denkanforderungen, so gilt hier ein Wort des Dichters Hugo von Hofmannsthal, das den Sachverhalt plastischer und treffender charakterisiert als eine wissenschaftliche Aussage.

Bereits sieben Jahre, bevor der Dichter in seinem berühmt gewordenen fiktiven Brief des Lord Chandos an Lord Bacon seiner Verzweiflung über die eigene Ohnmacht gegenüber der Sprache Ausdruck verleiht, schreibt er: »... für gewöhnlich stehen nicht die Worte in der Gewalt des Menschen, sondern die Menschen in der Gewalt der Worte... Wenn wir den Mund aufmachen, reden immer zehntausend Tote mit.«²⁰⁵ In diesem letzten Satz wird besonders kraß betont, daß jeder Sprecher ein historisch belastetes Material benutzen muß und daß er

²⁰⁵ Vgl. dazu H. Gipper, 1967, S. 407.

seinen individuellen Gedanken gegen den vorgeprägten Begriffsvorrat durchzusetzen hat.

Der Philosoph Bruno Liebrucks macht auf den gleichen Zusammenhang aufmerksam, indem er sagt, daß hinter den Sprachgebilden, also dem, was ein Sprecher sagt, noch »ein zweiter Sprecher steht, nämlich Sprache selbst«.²⁰⁶ Diese spricht sozusagen ihren tradierten Sinn aus, so daß jede Äußerung in doppelter Hinsicht interpretiert werden kann: Einmal kann gefragt werden, was der Sprecher hat sagen wollen, was er intendiert und gemeint hat. Hierzu bedarf es einer genauen Kontextanalyse, wobei Parallelstellen wichtig werden können. Zum andern läßt sich prüfen, was tatsächlich aufgrund der gewählten Ausdrucksmittel ausgesagt ist, d. h. was aufgrund der jeweils geltenden Sprachnorm als inhaltlich aktualisiert gelten darf. Zu warnen ist freilich vor Interpretationen, die etymologische, also nicht mehr lebendige Sinnbezüge einbeziehen und damit zu gefährlichen Übercharakterisierungen führen. Die Interpretationen von Gedichten Hölderlins, Trakls u. a. durch den Philosophen Heidegger sind Zeugnisse dieses Verfahrens und zeigen zugleich die Bedenklichkeit dieses Weges. Die Sprache als Schnittpunkt des Allgemeinen und des Besonderen kommt der Intention des Sprechers dadurch entgegen, daß jeder vorgeprägte Allgemeinbegriff in konkreter Rede auf Bestimmtes applizierbar ist und damit zum Besonderen wird. Dennoch ist mit Interferenzerscheinungen zwischen Allgemeinem und Besonderem zu rechnen. Es sind freilich weite Bereiche menschlicher Rede vorstellbar, wo die Differenz zwischen Gemeintem und Gesagtem, zwischen Vorgegebenem und Intendiertem praktisch unerheblich ist bzw. nicht bemerkt wird. Solange sich die Spannung zwischen dem potentiell Möglichen und dem zu Aktualisierenden in Grenzen hält, bleibt sie unproblematisch. Bei anspruchsvolleren geistigen Prozessen, bei präziseren gedanklichen Operationen kann sie indessen deutlich spürbar werden, ja zu ernststen Ausdrucksschwierigkeiten führen. Überall dort, wo ein Autor sich veranlaßt sieht, einen Ausdruck durch Verwendung diakritischer Zeichen, durch Umschreibungen und sonstige erläuternde Zusätze vom normalen Sprachgebrauch abzuheben, wird dies erkennbar. Man pflegt in solchen Fällen auch davon zu sprechen, daß ein Denker oder Dichter um den Ausdruck eines Gedankens gerungen hat. Wie hinderlich die Norm geltenden Sprachgebrauchs werden

kann, wird besonders in den Fällen deutlich, wo ein Ausdruck der Allgemeinsprache zu einem Begriff mit bestimmtem Sinngehalt erhoben werden soll. Fast stets schlägt dann der gebräuchliche Inhalt durch und macht jede spezialisierende Intention zunichte. Nicht anders ergeht es auch dem Begriff des sprachlichen Weltbildes, das immer wieder mit dem aus der Gemeinsprache stammenden Ausdruck *Weltbild* verwechselt wird.

5. Verschiedene Grade möglicher Sprachbedingtheit

Die Kernfrage nach der Sprachbedingtheit menschlichen Denkens muß angesichts dieser komplexen Sachlage umgewandelt werden in die Frage nach dem jeweiligen Grad solcher Bedingtheit, die von verschiedenen Faktoren abhängen kann. Diese sind noch näher zu bestimmen. Es dürfte sich empfehlen, dabei keine starren Positionen zu vertreten, sondern mit verschiedenen Parametern und mit gleitenden Skalen zwischen extremen Möglichkeiten zu rechnen. Indem wir auf bereits Angeführtes zurückgreifen, können wir jetzt den anthropologischen Gesamtrahmen umreißen, in den die Einzelprobleme einzuordnen sind.

6. Ursprung und Aufgabe menschlicher Sprache

Aus nachweisbar tierischen Ursprüngen hervorgehend, gelingt es dem werdenden Homo sapiens durch die Ausbildung einer artikulierten Lautsprache, einen geistigen Zugang zu der Welt zu gewinnen, in der er lebt, und sich auf diese Weise endgültig über die Stufe des Tieres zu erheben. Durch die Konstituierung von Sinn und dessen Bindung an den artikulierten Sprachlaut wird Welt verfügbar und das Denken zugleich unabhängig von der aktuellen Situation. Damit eröffnet sich die Möglichkeit der Reflexion über Geschehenes und Zukünftiges. Ob der Ursprung der Sprache an einen einzigen Ausgangspunkt geknüpft ist oder nicht, ob es sich also um Monogenese oder Polygenese handelt, wissen wir nicht. Die ersten Sprachdenkmäler deu-

²⁰⁶ B. Liebrucks, 1964 ff., Bd. 1, S. 38. Vgl. dazu auch *ibid.*, S. 295, wo es zu einem Satz J. G. Hamanns heißt, daß er »nicht ahnen konnte, was er hier aussprach«.

ten jedoch bereits auf eine beträchtliche Sprachenvielfalt hin und zeigen grundlegende typologische Verschiedenheiten an.

Die leiblich-sinnlichen Voraussetzungen aller Menschen gelten heute als prinzipiell gleich. Wir dürfen deshalb von biologischen Universalien sprechen, die in engem Wechselbezug zu den spezifisch terrestrischen, ebenfalls universalen Lebensbedingungen stehen. Es handelt sich um Funktionskreise kybernetischen Charakters, die Leben und Überleben der Spezies sichern.

Aber schon auf dieser allgemeinen Menschheitsebene gibt es manche Verschiedenheiten rassischer, geographischer und klimatischer Art, die sich auch in psychischer Hinsicht und somit auf die Sprachen auswirken können. So gibt es Unterschiede der Erlebnisfähigkeit, des Temperaments, des Auffassungsvermögens usw., die den Sprachstil prägen können. Mit derartigen Verschiedenheiten muß auch die Herausbildung der großen, geographisch exzessiven Sprachtypen, auf die Forscher wie E. Lewy und J. Lohmann hingewiesen haben, in Verbindung gebracht werden.

7. Die fundamentale Leistung jeder natürlichen Sprache

Jede Sprache erfaßt die einer Sprachgemeinschaft relevant erscheinenden Momente der Erfahrungswelt in einer spezifischen Weise, und zwar so, daß alle bemerkten Gegenstände (im weitesten Sinne des Wortes) und alle erlebten Vorgänge (Geschehensabläufe usw.) in bestimmter Weise begrifflich gegliedert, zusammengefaßt und in ein komplexes, systemartiges Gefüge sprachlicher Zeichen eingefügt werden. Dieses Sprachganze kann sich zusätzlich aufgliedern und ausdifferenzieren in verschiedene horizontal-topographische und vertikal-soziale Subsysteme und Schichten, die sowohl untereinander in Beziehung stehen als sich auch u. U. gegeneinander absetzen und als sogenannte Sprachbarrieren in Erscheinung treten können. Die Art dieser Gliederungen hängt ab von historischen und gesellschaftlichen Bedingungen, von der jeweils erreichten Kultur- und Bewußtseinsstufe der betreffenden Menschengruppe.

Jede Sprache darf als gegliederter Sinn zum Zwecke der Welterfassung und zur Vermittlung dieses Sinnes zwischen Partnern aufgefaßt werden. Sie dient dem Individuum zum persönlichen Ausdruck, zur

Information für sich und andere und zur zwischenmenschlichen Kommunikation und Verständigung.

Die Art des Gegebenseins von Welt in einer Sprache, die damit geleistete primäre Welterschließung kann als »sprachliche Weltansicht« bzw. »sprachliches Weltbild« bezeichnet werden.

Es handelt sich, philosophisch gesprochen, um ein »transzendentes Sinn-Apriori des Weltverstehens«, um eine »Synthesis a priori in den Denkformen der natürlichen Sprachen« (K. O. Apel). Die geschichtlich gewachsene Welterfahrung einer Menschengruppe, die in ihrer Sprache aufbewahrt ist, liegt jedem bewußten individuellen Denken vor. Mit dem Prozesse der Spracherlernung wird das vorgegebene Sprachsystem, genauer: die geltende Sprachnorm, von den Mitgliedern der Gruppe übernommen. So werden trotz der Verschiedenheit individueller Lernbedingungen sprachliche Voraussetzungen von so hinreichender Gemeinsamkeit geschaffen, daß es den Partnern möglich wird, miteinander sprachlich zu kommunizieren, d. h. miteinander über etwas zu sprechen.

8. Der Aufbau sprachlicher Systeme, Strukturen und Zeichen

Der Aufbau sprachlicher Systeme, Strukturen und Zeichen ist an allgemein-menschliche Voraussetzungen gebunden: In jeder Sprache wird Sinn an das flexible Material artikulierter Laute und Lautverbindungen geknüpft (F. de Saussures *signifiant*). In den sprachlichen Zeichen bzw. Wörtern sind Lautungen und Inhalte dauerhaft miteinander verbunden, ohne deshalb unveränderlich zu sein. Jeder Wortinhalt (Saussures *signifié*) zielt auf die geistige Erfassung eines außersprachlichen Gegenstandes, also dessen, was der Genfer Sprachforscher die *chose réelle* genannt hat. Durch seine Eingliederung in das Gefüge der benachbarten, sinnverwandten Zeichen gewinnt er auch einen Stellenwert (Saussures *valeur*), der von den benachbarten Inhalten mitbestimmt wird.

Die Bindung von Sinn an Sprachlaut kann nur so erfolgen, daß aus der Fülle der Eindrücke, die ein Gegenstand zu vermitteln vermag, jene gedanklich selektiert und nach Regeln kombiniert werden, die den Sprechern als charakteristisch erscheinen. Eine direkte Laut-Sinn-Verknüpfung im Sinne onomatopoeischer, d. h. lautmalender Aus-

drücke, ist zwar stets möglich, aber in entwickelteren Sprachsystemen verhältnismäßig selten. Da die Sprache nie alle Seiten eines Gegenstandes gleichzeitig erfassen kann, muß sie mit Notwendigkeit restriktiv und abstraktiv verfahren. Sie wählt also stets aus, gliedert und wertet. Diese Wertung wird häufig bestritten mit dem Hinweis, es sei nicht die Sprache, die wertet, sondern der Sprecher. Dies ist insofern richtig, als Wertungen stets von Individuen realisiert werden müssen. Es ist auch klar, daß die Sprache selbst nichts tut, sondern Menschen, die sie gebrauchen. Dennoch ist es nicht unvernünftig, die Sprache als eine Art ›Agens‹ und ›Movens‹ zu betrachten. Denn die in den Wortinhalten aufgehobenen Wertungen und Konnotationen haben durch den Sprachgebrauch überindividuelle Geltung erlangt: Es hängt deshalb nicht von der Laune des Individuums ab, ob z. B. bestimmte Wörter pejorative Bedeutung haben oder nicht, ob bestimmte Redewendungen in bestimmten Lagen erlaubt sind oder nicht.

Aus den genannten Gründen folgt, daß kein Sprachmittel autonom oder selbstgenügsam sein kann. Es gibt auch keine isolierten Sprachmittel und keine isolierten Inhalte. Alle haben ihren Platz im System bzw. in der geltenden Norm; diese muß als ein Sinnkosmos, als ein ›globaler‹ Kontext betrachtet werden, der jedem formulierten Kontext vorausliegt und ihn erst ermöglicht.

Jede Sprache ist – und dies sollte nie vergessen werden – prinzipiell Vermittlung, und zwar Vermittlung zwischen Mensch (Subjekt) und Welt (Objekt), zwischen Mensch und Mensch (Subjekt – Subjekt) und zwischen Mensch und Sprache (Subjekt – Medium der Vermittlung). Streicht man die Pole der Vermittlung, fällt das Vermittelnde in sich zusammen. Wird diese dienende Funktion der Sprache erkannt und anerkannt, dann ist die Gefahr einer Überinterpretation des Spracheinflusses auf das Denken, das Schreckgespenst des Panlinguismus, ein für allemal gebannt.

9. Die Instrumentalisierung der Sprache im Denken der Neuzeit

Sehr spät in der Geschichte der Menschheit, nämlich erst in unserem Jahrtausend, ist es den Menschen im europäischen Raum gelungen, jene moderne Distanz zu den Sprachen zu gewinnen, die ein sprach-

kritisches Denken, ein Reflektieren über die Möglichkeiten und Grenzen der Sprache erlaubt. War die Bindung an die Sprache erst einmal gelockert, konnte diese um so leichter zum manipulierbaren Instrument des Denkens gemacht werden. Ein neues Erkenntnisinteresse führte zu Beobachtungen, die den tradierten Sprachvorstellungen zuwiderliefen. Es wurde also nötig, über sie hinauszugelangen. Besonders auf dem Gebiet der Naturwissenschaften konnten, wie bereits erwähnt, Einsichten und Erkenntnisse gewonnen werden, die weit über den von den Sprachen eröffneten Verstehenshorizont hinausreichten. Aber stets blieben sprachliche Voraussetzungen bei der Theoriebildung und bei der Planung von Experimenten wegweisend. Und die neu entdeckten Seinsbereiche konnten erst dann als geistig erobert gelten, wenn sie auch mit Hilfe neuer Begriffe, Metaphern und Bilder erfaßt waren. Denn selbst die abstrakteste, normaler Anschaulichkeit entrückte Theorie bedarf der sprachlich-begrifflichen Stützen, und sogar die Formeln der Mathematik bleiben sprachliche Phänomene, nur auf höherer Abstraktionsstufe.

In der neueren Zeit ist vor allem unter dem Eindruck der Erfolge der sogenannten exakten Wissenschaften und der Vorherrschaft entsprechender Wissenschaftsauffassungen der instrumentelle Charakter der Sprachen derart in den Vordergrund gerückt worden, daß von einer schwerwiegenden Reduzierung der Sprache auf die reine Bezeichnungsfunktion gesprochen werden kann. Mit dieser radikalen Instrumentalisierung der Sprache geht eine Vernachlässigung und Unterbewertung anderer wichtiger Aspekte der Sprache einher.

Das leitende Erkenntnisinteresse der modernen Gesellschaften hat sich so sehr auf den kognitiven und sozialen Aspekt der Sprache verlagert, daß die für die menschliche Existenz ebenso wichtige gefühlsmäßige Seite, die in den Klanggestalten der Sprachen zum Ausdruck kommt, übersehen zu werden droht. Der Mensch denkt aber nicht nur mit und in seiner Sprache, sondern er lebt mit allen seinen seelischen Schichten in ihr. Der lautlich-klangliche Habitus seiner Sprache, ihr Rhythmus und ihr Klangverlauf schaffen das geistige Klima, die Atmosphäre, in der er sich zu Hause fühlt. Diese wichtige Seite der Sprache, die auch für den Sprachstil bedeutsam ist, müßte bei der Beurteilung der Sprachverschiedenheit eine wesentlich größere Rolle spielen, als es im derzeitigen linguistischen Wissenschaftsbetrieb der Fall ist.²⁰⁷

²⁰⁷ Hierauf wurde ich von Guillaume Hermann (Paris) immer wieder hingewiesen. Ihm möchte ich an dieser Stelle für wertvolle Gespräche danken.

Auch bei der Frage nach dem sprachlichen Relativitätsprinzip sollten diese Gesichtspunkte nicht aus dem Auge verloren werden.

10. Eine mögliche Antwort auf die Themafrage

Unter Berücksichtigung aller genannten Faktoren gelangen wir somit zu einer gemäßigten Antwort auf unsere Themafrage.

Das Denken jedes Menschen ist insofern ›relativ‹ zu den Ausdrucksmöglichkeiten der verfügbaren Sprachsysteme und ihrer semantischen Strukturen, als es nur Gestalt gewinnen kann, indem es sich diesen gegebenen Bedingungen fügt. Abstraktes Denken auf höheren Stufen kann sich durch die Schaffung künstlicher Symbolsysteme von den Gemeinsprachen emanzipieren, ohne deshalb jedoch völlig sprachunabhängig zu werden. Denn hinter den Verstehenshorizont der Allgemeinsprache ist letztlich nicht zurückzugehen. Er bleibt letzte Bedingung der Möglichkeit von Verständigung und Verstehen.

›Relativität‹ heißt hier also nicht mehr und nicht weniger als ›in einer bestimmten Beziehung‹ stehen. ›Relativität‹ und ›relativ‹ sind hier wertneutrale Beziehungsbegriffe, die nicht mit pejorativen Konnotationen belastet werden dürfen. Pejorativ wäre demgegenüber der Ausdruck *Relativismus*, der daher in diesem Zusammenhang tunlichst zu vermeiden ist.

Wenn menschliches Denken sich in Relation zu verfügbaren Sprachen objektiviert, so heißt dies aber nicht, daß es damit geistig determiniert wäre. ›Relativität‹ bedeutet nicht ›Determinismus‹. Der menschliche Geist hat die Freiheit, von den endlichen Mitteln der verfügbaren Sprachen einen unendlichen Gebrauch zu machen. Doch was er auch immer sprachlich zum Ausdruck bringen mag – nie kann er völlige Unabhängigkeit und Absolutheit erreichen. In diesem eingeschränkten und modifizierten Sinne darf von einem sprachlichen Relativitätsprinzip gesprochen werden. Dieses reißt keine unüberwindlichen Schranken zwischen den menschlichen Gesellschaften auf, die nach Verständigung streben und in einer Welt des Friedens leben wollen. Es macht vielmehr darauf aufmerksam, daß wahres Verstehen unmöglich ist, solange nicht die Bedingungen der Möglichkeit solchen Verstehens erkannt sind. Dazu gehört die Einsicht in die sprachlichen Voraussetzungen jedes Verstehens. Genauso wie Einsteins Einsichten

die klassische Physik nicht außer Geltung gesetzt haben und gesicherter Erkenntnis nicht den Boden entziehen, sondern diese im Gegenteil erst ermöglichen, so kann auch die Berücksichtigung der Rolle der Sprachen im menschlichen Denk- und Erkenntnisprozeß der Menschheit ein solideres Fundament für eine bessere Selbsterkenntnis und dauerhafte Verständigung schaffen helfen. Erst wenn die Menschen erkennen, inwiefern sie verschieden sind, erst wenn sie wissen, daß es viele gleichberechtigte ›subjektive‹ Wege zu einer ›objektiven‹ Wahrheit gibt und daß die Sprachen unentbehrliche Leitern zu diesem Gipfel sind, werden die Existenzprobleme, vor die sich die Menschheit immer drängender gestellt sieht, zu lösen sein.